



Bayerische Landeszentrale
für politische Bildungsarbeit

EINSICHTEN + PERSPEKTIVEN

Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte



„Aber heute will ich
nicht mehr hassen.“

Jugendliche im Gespräch mit Überlebenden des Holocaust

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Dr. Gudrun Brockhaus ist diplomierte Psychologin und Soziologin und arbeitet als Psychoanalytikerin in München.

Tina Braune, Lehrerin für Deutsch und Geschichte, und **Johannes Uschalt**, Lehrer für Deutsch, Geschichte und Sozialkunde, unterrichten beide am Dürer-Gymnasium in Nürnberg.

Dr. Robert Sigel arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit.

Peter Zinke ist Historiker und Autor mehrerer Bücher zu den Themen Nationalsozialismus, Antisemitismus und jüdische Geschichte.

Die vorliegenden Interviews wurden von folgenden Schülerinnen und Schülern des Praxis-Seminars „Warum erinnern?“ geführt, protokolliert und redigiert:

Matthias Bauer	Rowena Köhler	Annika Schmidt
Fiona Danner	Lisa Lengenfelder	Rafael Schütz
Jessica Erli	Sandra Lörentz	Franziska Schwendner
Magdalena Freckmann	Quoc Khang Phan	Leonie Weißweiler
Jan Halbig	Elisabeth Popov	Myrjam Willberg
Lea Himmel	Johannes Probst	Michael Winter
Cathy Hu	Jonas Röder	
Bengisu Karabacak	Bianca Roth	

Fotografen

Anja Schoeller ist Absolventin der Nürnberger Kunstakademie und spezialisiert auf Kunstprojekte im öffentlichen Raum (u.a. in China, Äthiopien und Polen).

Christian Oberlander ist Mediendesigner und freischaffender Künstler.

Inhalt



Das Projekt 4
*von den Schülerinnen und Schülern des P-Seminars
„Warum erinnern?“*

„Deutschland ist ein wunderbares Land, Gott, ist das schön. Aber wir wollen nicht zurück.“ 6
von Peter Zinke und Robert Sigel

Begegnungen, die verändern 10
von Tina Braune und Johannes Uschalt



Die Interviews 12

- Gertrud Klimowski 12
- Inge Stern 15
- Herzl Kaveh 17
- Leopold Yehuda Maimon 20
- Lea Jacobstamm 23
- Das Ehepaar Schütz 25
- Rena Wiener 26
- Lya Dagan 29
- Jitzchak Bronstein 30
- Hanna Avrutzky 31



Was bleibt? 34
Eindrücke, Antworten und Reflexionen
der Schülerinnen und Schüler

„Und du siehst, dass du alleine bist.“ 38
Zu den Begegnungen zwischen jüdischen Überlebenden
und deutschen Jugendlichen
von Gudrun Brockhaus



Glossar 44

Das Projekt

von den Schülerinnen und Schülern des Praxis-Seminars „Warum erinnern?“



Karte: eigene Darstellung



Foto: Christian Oberlander

„Warum erinnern?“ – Diese Frage war Titel und Thema eines P-Seminars des Dürer-Gymnasiums in Nürnberg. Das vorliegende Heft dokumentiert die Interviews, die die Schülerinnen und Schüler des Seminars mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in Ramat Gan/Tel Aviv im „Pinchas Rosen Parents' Home“ im Januar 2013 geführt haben. Von der Vorbereitung des Projekts bis zur Veröffentlichung des Heftes sind mehr als drei Jahre vergangen.

Schon als die Idee entstand, Jugendliche des Dürer-Gymnasiums Nürnberg mit Holocaust-Überlebenden in einem vornehmlich deutschsprachigen Altenheim in Israel zusammentreffen zu lassen, war es ein Wunsch der Initiatoren, dem Deutsch-Israelischen Institut für Geschichte und Zeitgenössische Kunst und dem Dürer-Gymnasium Nürnberg, die geführten Interviews auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Im vorliegenden Themenheft von „Einsichten und Perspektiven“ finden sich nun diese eindrucksvollen Lebensgeschichten, die in den Interviews erzählt wurden.

Die Interviews wurden nur ausnahmsweise sprachlich bearbeitet, wenn dies zum Verständnis erforderlich war; gelegentliche Kürzungen dienten der Herstellung inhaltlicher Zusammenhänge. Ansonsten geben die Texte aus der authentischen Gesprächssituation den genauen Wortlaut der Interviewpartner wieder. Dabei fiel der Seminargruppe auf, dass die meisten der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner nach wie vor sehr gut deutsch sprechen, obwohl sie seit 70 Jahren in Israel (vormals Palästina) leben. Einige Passagen wurden aus dem Hebräischen übersetzt. Zur besseren Verständlichkeit werden Schlüsselbegriffe in einem Glossar am Ende des Heftes erklärt (kursiv gesetzte Begriffe).

Ein derartig großes Projekt kann nicht stattfinden ohne die großzügige Unterstützung vieler Organisationen und Personen, denen es hier ausdrücklich zu danken gilt: Die finanzielle Unterstützung der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“ hat die Reise nach Israel ermöglicht, die diesem Heft vorausgegangene Ausstellung wurde auch durch Mittel der Europäischen Union aus dem Programm „Jugend für Europa“ gefördert.

Ohne die spontane, engagierte und herzliche Unterstützung der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit wäre diese Veröffentlichung nicht machbar gewesen.

Weiterer Dank gebührt Christian Oberlander, von dem einige der hier veröffentlichten Fotos stammen, sowie der Schulleitung und dem Kollegium des Dürer-Gymnasiums, die dieses Projekt stets mitgetragen und aktiv gefördert haben.

Für das herzliche Willkommen in Ramat Gan sorgten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Altenheims, namentlich sei hier die damalige Leitung Rina Hecht genannt, die das Anliegen, Interviews zu führen, nach Kräften unterstützte.

Dass die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen dieses Heftes ihre erschütternden Erlebnisse mit uns geteilt haben, dafür bedanken wir uns von ganzem Herzen. ▀

„Deutschland ist ein wunderbares Land, Gott, ist das schön. Aber wir wollen nicht zurück.“¹

von Peter Zinke und Robert Sigel

Wenige Jahre nach der israelischen Staatsgründung wurde es errichtet, das „*Pinchas Rosen Parents' Home*“ in Ramat Gan (auf Deutsch: „Gartenhöhe“) bei Tel Aviv. Benannt ist diese wunderbare, lichte Wohnanlage nach Felix Rosenblüth. Rosenblüth, ein deutscher Jude und Jurist, hatte wie so viele Auswanderer nach seiner Emigration in den zwanziger Jahren seinen Namen hebräisiert. Pinchas Rosen wurde 1948 der erste Justizminister des neu gegründeten Staates Israel und war zwanzig Jahre lang Mitglied der Knesset, des israelischen Parlaments. Pinchas Rosen war auch Mitbegründer der „Vereinigung der Israelis mitteleuropäischer Herkunft“, das heißt derjenigen Israelis, die deutschsprachig und von deutscher Kultur geprägt waren, also aus Deutschland stammten, aus Österreich oder der Schweiz, auch aus der Tschechoslowakei und anderen Ländern; „*Jeckes*“ wurden diese deutsch sozialisierten Juden genannt und für sie wurde das „*Pinchas Rosen Parents' Home*“ gegründet. Zwar liegen auch heute noch deutsche Zeitschriften im Foyer aus, zwar sind viele der Hinweise auch heute noch auf Deutsch geschrieben, aber der deutsche Charakter des Heimes schwindet, die sogenannten *Jeckes* stellen inzwischen eine Minderheit dar.

Eretz Israel

Die deutschsprachigen Einwanderer kamen überwiegend erst nach 1933 in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina, nach 1948 dann diejenigen, die überlebt hat-

ten und nun, nach der israelischen Staatsgründung, nicht mehr an der Einreise gehindert wurden. In den zionistischen Einwanderungswellen zuvor hatten sich vor allem Juden aus Russland und Polen auf den Weg gemacht.

Eigentlich hätte 1897 München zum Geburtsort des Zionismus werden können, denn der Wiener Journalist Theodor Herzl wollte in München den ersten zionistischen Weltkongress veranstalten. Doch sowohl der Allgemeine Deutsche Rabbinerverband als auch die Israelitische Kultusgemeinde in München lehnten einen solchen Kongress, lehnten die Idee des Zionismus, die Gründung eines jüdischen Staates in Palästina, ab. Sie fühlten sich als Deutsche, als jüdische Deutsche, die Gründung eines Judenstaates schien den allermeisten von ihnen zwar unterstützenswert, aber *Eretz* („Land“) *Israel* galt ihnen selbst nicht als wirkliche Alternative. Die Juden in Deutschland waren gleichberechtigt, häufig assimiliert; in allen Bereichen der Gesellschaft, vom Sport bis zur Wissenschaft, von der Wirtschaft bis zu Kunst und Literatur leisteten deutsche Juden einen wichtigen Beitrag zu Fortschritt und Wohlergehen, als Patrioten hatten sie im Ersten Weltkrieg einen sehr hohen Blutzoll geleistet.

Seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts äußerten sich auch in Deutschland wieder antisemitische Strömungen, in Österreich errang der Antisemitismus sogar einen ersten großen politischen Erfolg: 1895 wurde der Antisemit Karl Lueger mit deutlicher Mehrheit zum Bürgermeister von Wien gewählt. Ein anderer Österreicher, Theodor Herzl, der Begründer des Zionismus, war zu dieser Zeit schon vier Jahre Pariser Korrespondent der Wiener

¹ Zitat aus dem Interview mit Lea Jacobstamm, siehe S. 6.

„Neuen Freien Presse“. Ende 1894 wurde er in Paris Zeuge des antisemitischen Prozesses gegen den jüdischen Offizier Alfred Dreyfus wegen angeblicher Spionage. Zwar musste der unschuldige, nur auf Grund seiner jüdischen Herkunft mit falschen Beweisen verurteilte Dreyfus später völlig rehabilitiert werden, aber der skandalöse Dreyfus-Prozess, der hohe publizistische Wellen schlug, war neben der Wahl Luegers eine entscheidende Ursache dafür, dass Herzl 1896 sein berühmtes Buch „Der Judenstaat“ veröffentlichte. Die Kernaussage dieser Schrift lautete: Für die Juden gibt es in Europa keinen sicheren Platz und keine Hoffnung. Deshalb müssten sie sich einen eigenen Staat erkämpfen.

Herzl verkörperte jüdischen Stolz und jüdisches Selbstbewusstsein; er wurde erster Präsident der Zionistischen Weltorganisation. Es dauerte noch Jahrzehnte, bis sein Traum in Erfüllung ging: Am 29. November 1947 stimmte die UN-Vollversammlung für die Teilung Palästinas und für die Gründung eines jüdischen Staates neben einem arabisch-palästinensischen Staat. Und am 14. Mai 1948 rief David Ben Gurion den Staat Israel aus.

Theodor Herzl erlebte dies nicht mehr, aber sein Grab auf dem Herzl-Berg in Jerusalem wurde der zentrale nationale Gedenkort des neuen Staates.

Entrechtung – Verfolgung – Ermordung

Der Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft markiert auch den Beginn von Diskriminierung, Ausgrenzung, Verfolgung, Entrechtung, Beraubung und schließlich Ermordung der Juden in Deutschland und in den eroberten und besetzten Gebieten.

Eine ungeheure Zahl von diskriminierenden antijüdischen Rechtsvorschriften wurde erlassen. Dem staatlich verordneten Boykott jüdischer Geschäfte, Anwaltskanzleien und Arztpraxen am 1. April 1933 folgte nur wenige Tage später das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, das die Entlassung des Großteils der jüdischen Beamten und Angestellten bestimmte. Der sogenannte „Arier-Paragraph“ dieses Gesetzes wurde bald auf sämtliche Organisationen übertragen und verdrängte die Juden aus nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen.

Die Nürnberger Gesetze, beschlossen am 15. September 1935 auf dem Nürnberger Parteitag, dem sogenannten „Parteitag der Freiheit“, bedeuteten eine neue Qualität der antijüdischen Ausgrenzung: Das „Reichsbürgergesetz“ und das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ machten die deutschen Juden zu Staatsbürgern zweiter Klasse, ohne politische Rechte.

Mit dem Reichskristallnacht Pogrom im November 1938 begann eine weitere Stufe des Terrors und der Verfolgung: Über 30.000 Juden wurden in Konzentrationslager deportiert, jüdische Einrichtungen, Synagogen, Geschäfte, Wohnungen wurden zerstört, geplündert, in Brand gesetzt. Eine Welle antijüdischer Maßnahmen, Enteignungen und Entrechtungen sollte die Juden zur Auswanderung zwingen. Zunehmend wurde ihnen verboten, öffentliche Orte aufzusuchen, sie mussten ihre Wohnungen und Häuser verlassen, wurden in „Judenwohnungen“ zusammengepfercht.

Am 23. Oktober 1941 wurde jede Auswanderung der Juden strikt verboten; zu dieser Zeit lebten in Deutschland noch 164.000 Juden; 1933 waren es knapp 500.000 gewesen.



Ministerpräsident David Ben Gurion verliest die Unabhängigkeitserklärung im Kunstmuseum, Tel Aviv 14. Mai 1948.
Foto: ullstein bild/Reuters

Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion markiert den Beginn des Holocaust, des Völkermordes an den Juden; Yad Vashem, die offizielle israelische Gedenk- und Bildungsstätte, definiert diesen folgendermaßen: „Der Holocaust war der Mord an etwa sechs Millionen Juden durch die Nationalsozialisten und ihre Kollaborateure. Zwischen dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Sommer 1941 und dem Kriegsende in Europa im Mai 1945 war es das erklärte Ziel des nationalsozialistischen Deutschlands und seiner Komplizen, jeden in ihrem Einflussbereich befindlichen Juden zu ermorden. Da die Diskriminierung der Juden durch die Nationalsozialisten mit Hitlers Machtübernahme im Januar 1933 begann, sehen viele Historiker dies als den Beginn der Epoche des Holocaust. Die Juden waren nicht die einzigen Opfer des NS-Regimes, aber sie waren die einzige Gruppe, deren Vernichtung total sein sollte.“²

Jüdische Selbsthilfe

Viele deutsche Juden zögerten nach 1933 sehr lange, nicht selten zu lange, bevor sie Deutschland verließen. In ihrer Heimatverbundenheit und ihrem Deutschsein, in ihrer Verwurzelung in der deutschen Kultur und Geschichte fiel ihnen eine Emigration schwer; die völkermörderische Konsequenz der nationalsozialistischen Politik konnten und wollten sie lange nicht wahrhaben. Zudem erschwerte der NS-Staat die Auswanderung durch die Beschlagnahme jüdischen Besitzes und durch äußerst hohe Auswanderungsgebühren. Zuständig für die Auswanderung war bis 1939 eine Dienststelle des Innenministeriums, danach eine eigens errichtete „Reichszentrale für jüdische Auswanderung“, die Reinhard Heydrich unterstand.

Neben den immensen Anstrengungen jüdischer Einrichtungen, für die drangsalierte Minderheit weiterhin hinreichende Lebensbedingungen zu ermöglichen, Unterricht, Wohlfahrt, kulturelles Leben zu organisieren, wurde die Vorbereitung und Durchführung der Auswanderung aus Deutschland zunehmend zu einem Schwerpunkt der jüdischen Selbsthilfe. Zahlreiche Hindernisse erschwerten auch jenen Juden die Ausreise, die dazu bereit waren: Aufnahmeländer mussten gefunden, Visa beschafft und bezahlt, finanzielle Unterstützung für diejenigen organisiert werden, welche die hohen Gebühren nicht mehr aufbringen konnten. Auch inhaltliche Hilfestellungen zur Vorbereitung auf die neue Heimat wurden geschaffen: Beratungsstellen, Sprachkurse, Handbücher.

.....
2 Yad Vashem, Jerusalem, Israel.

In den ersten Jahren nach 1933 emigrierten die Flüchtlinge vor allem in die benachbarten europäischen Länder; in Frankreich fand eine sehr große Anzahl Zuflucht. Insbesondere ab 1938 bestimmten Zurückhaltung und Abwehr die Haltung zahlreicher Staaten gegenüber der Einreise jüdischer Flüchtlinge. Daran änderte auch die vom amerikanischen Präsidenten Roosevelt einberufene Konferenz von Evian im Juli 1938, auf der das Flüchtlingsproblem besprochen und Lösungen gefunden werden sollten, nur wenig.

Zu den begehrtesten Zielen der Flüchtlinge gehörte – nach den USA – Palästina; zwischen 1933 und 1945 wanderten ca. 55.000 Juden aus Deutschland in das britische Mandatsgebiet aus. Attraktiv war die Emigration dorthin auch deshalb, weil sie nicht nur Sicherheit vor der nationalsozialistischen Verfolgung bot, sondern darüber hinaus das Leben in einer hunderttausende Menschen umfassenden jüdischen Gemeinschaft und die Teilnahme am Aufbau einer eigenen jüdischen Heimstatt. Notwendig waren ein Visum, das auch von den britischen Konsulaten erteilt wurde, sowie ein Zertifikat, das fünf Kategorien einer möglichen Einwanderung definierte:

Zur ersten Kategorie zählten „Personen mit einem eigenen Vermögen“. Die Festlegung der Höhe des erforderlichen Vermögens hing auch davon ab, ob der Einwanderer einen für das Land wichtigen Beruf ausübte. In einer zweiten Kategorie wurden „Personen mit gesichertem Lebensunterhalt“ zusammengefasst, die dazu aber nicht über ein Vermögen verfügen mussten; dazu gehörten z.B. Waisenkinder, deren Lebensunterhalt durch eine soziale Einrichtung garantiert wurde. Zur dritten Kategorie zählten Arbeiter zwischen 18 und 35 (in Ausnahmen auch 45) Jahren. Die vierte Kategorie umfasste sogenannte „angeforderte Personen“, das waren in der Regel Ehepartner, Kinder, Eltern von bereits im Lande Ansässigen, deren bereits in Palästina lebende Angehörige für den Lebensunterhalt aufkommen konnten. Die fünfte, letzte Kategorie war die der „Jugendaliya“: Sondereinreisezertifikate in beschränkter Zahl für Jugendliche zwischen 15 und 17 Jahren.

Neben dieser genehmigten Einwanderung versuchten zahlreiche Flüchtlinge, illegal nach Palästina einzureisen (*Alija Bet*). Unterstützt wurden sie dabei von jüdischen Einrichtungen in Palästina.

Für die Vorbereitung der Auswanderung nach Palästina (*Hachschara*) gab es eigene Einrichtungen zur handwerklichen und landwirtschaftlichen, für Mädchen auch zur hauswirtschaftlichen Ausbildung, die von zionistischen Jugendorganisationen betrieben wurden. Zur Ausbildung

gehörte auch das Erlernen der hebräischen Sprache. Nach Abschluss der Ausbildung, die zwischen eineinhalb und drei Jahren dauerte, wurde für die Jugendlichen ein Einreisezertifikat beantragt. Im Jahre 1938 gab es in Deutschland 18 solcher jüdischer Ausbildungsstätten.

Neben diesen konkreten Fertigkeiten vermittelten sie den teilnehmenden Jugendlichen auch Selbstwertgefühl, Selbstbewusstsein, und den Stolz, einer Jugendbewegung anzugehören, die eine neue jüdische Heimat aufbauen wollte. Lea Jacobstamm, sie war Mitglied der *Habonim*, einer solchen Jugendorganisation, bringt dieses Selbstbewusstsein in ihrem Interview deutlich zum Ausdruck:

„Ich hatte eine sehr glückliche Kindheit, zusammen mit meinem Bruder. Ich habe von dem Antisemitismus so gut wie nichts mitgekriegt. Nur ein einziges Mal, da gab es so eine Parade, da kamen sie mit Orchester und in Uniformen und der BDM und dann kamen sie mit Fahnen und alle machten: ‚Heil Hitler!‘ Da habe ich gesagt: ‚Ich bin im Habonim, ich denke nicht daran, ich werde doch nicht den Hitlergruß machen. Das kommt überhaupt nicht in Frage.“³

Der Verlust der Heimat auf der einen Seite und jüdischer Pioniergeist auf der anderen Seite prägten die Palästina-Auswanderer. Beides ist auch in den meisten Interviews noch spürbar. ▀



Das jüdische Einwandererschiff „Exodus 1947“ läuft im Hafen von Haifa ein, mit 4.500 Passagieren und britischen Marineinfanteristen an Bord, 18. Juli 1947.
Foto: ullstein bild/Reuters



Jüdische Jugendliche, die zu den Flüchtlingen der „Exodus“ gehörten, hinter Stacheldraht im Lager Pöppendorf bei Lübeck, wohin sie von den Briten verbracht wurden, September 1947.
Foto: ullstein bild/Reuters

.....
3 Siehe Interview S. 9.

Begegnungen, die verändern

Die beiden begleitenden Lehrkräfte des Praxisseminars „Warum erinnern“ berichten subjektiv von ihren Eindrücken während des Interviewprojekts.

von Tina Braune und Johannes Uschalt



Foto: Christian Oberlander

„Ist das machbar?“ – Diese Frage wurde uns immer wieder gestellt, von Eltern, Kollegen, Freunden, aber auch von den Schülerinnen und Schülern, die sich freiwillig diesem ambitionierten Zeitzeugenprojekt angeschlossen hatten.

Die historische und pädagogische Konzeption war klar: Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Projektseminars

mit dem Titel „Warum erinnern?“ würden im Januar 2013 nach Israel reisen, um dort in einem deutschsprachigen Altenheim Überlebende des Holocaust zu interviewen. Diese würden uns dort von ihren Erlebnissen während der Zeit des „Dritten Reichs“ erzählen.

Ein Aspekt stand für uns als Lehrer dabei besonders im Vordergrund: Wir wollten die Geschichte des „Dritten Reichs“ und des Holocaust aus dem oft professionell distanziierten Unterrichtsgeschehen lösen. Im persönlichen Gespräch mit Opfern des Regimes entstünde, so unser Ansatz, ein neues Verständnis nicht nur von den Geschehnissen, sondern auch den Auswirkungen des Holocaust auf die Betroffenen.

Neben den Chancen, die die „Oral History“ im Erfahren von Geschichte bietet, wurden die Schülerinnen und Schüler im Vorfeld aber auch auf die Schwierigkeiten dieser Form der Geschichtsvermittlung vorbereitet. Dementsprechend wurden Interviewtechniken in Workshops und ersten Zeitzeugengesprächen vorab erprobt. Auch eine umfangreiche Auseinandersetzung mit der Entstehung des (nationalsozialistischen) Antisemitismus und der Geschichte Palästinas und Israels ging unserer Fahrt voraus.

Doch trotz dieser sehr intensiven Vorbereitung blieb grundlegende Skepsis: Im Vorfeld wurden Bedenken geäußert, die emotionale Belastung könne zu groß werden, es könnten schwierige Gesprächssituationen für beide Gesprächsparteien entstehen, das Einfühlungsvermögen der Interviewenden könne unzureichend sein, kurz, eine Überforderung aller Beteiligten könne eintreten.

Die Frage, ob das ganze Unterfangen machbar sei, hatte sich in dem Moment erledigt, als wir das *Pinchas Rosen Parents' Home* in Ramat Gan nahe Tel Aviv am nächsten Vormittag betraten. In der Lobby des Altenheims wurden

wir in geschliffenem Deutsch und mit nicht zu erahnen-der Herzlichkeit von den Zeitzeugen empfangen. Unsere Gastgeber gaben uns das Gefühl, wirklich willkommen zu sein. Keinerlei Anzeichen von Distanz oder Zurückhaltung. Zu unserem Erstaunen versammelten sich im Lauf der Zeit immer mehr Bewohner um uns, allesamt Zeitzeugen und Überlebende des NS-Terrors, die an uns und unserem Projekt interessiert waren.

Doch auch der Umgang unserer Schülerinnen und Schüler mit den Gesprächspartnern machte uns in den folgenden Begegnungen sprachlos: Mit großem Interesse traten sie ihren Interviewpartnern entgegen, informiert und zurückhaltend sorgten sie, dies wurde im Anschluss von den Zeitzeugen versichert, für eine angemessene Gesprächsatmosphäre. So ergaben sich viele eindringliche und intensive Gespräche, die uns mit sehr unterschiedlichen Biographien die einzelnen Phasen der Judenverfolgung vor Augen führten: Die Demütigungen und Ausgrenzungen schon in der Weimarer Republik, die Ausbrüche physischer Gewalt mit dem Höhepunkt des Reichskristallnacht Pogroms 1938, die man, das betonten nahezu alle Zeitzeugen, einem „Kulturvolk“ wie den Deutschen nicht zugetraut hätte, und die folgenden unvorstellbaren Schrecken und Gräueltaten des Völkermords.

Der direkte persönliche Kontakt zwischen den Jugendlichen und den Zeitzeugen, die zur Zeit des „Dritten Reiches“ im gleichen Alter waren, führte zu einer starken emotionalen Verbindung: So sprachen einige Bewohner das erste Mal seit 1945 mit Deutschen auf Deutsch über ihre Schicksale. Nicht alle Gespräche liegen hier gedruckt vor, manche Interviewpartner entschieden sich im Nachhinein auch gegen eine (namentliche) Veröffentlichung. Die Gespräche mit ihnen sollten privat bleiben.

Geschichte wurde auf einmal konkret und sehr persönlich: Wir konnten die Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Willkür erahnen – und gleichzeitig wurde uns klar, dass kein Film, kein Buch einen solchen emotionalen Erkenntnisprozess bewirken konnte wie diese Gespräche und Erzählungen.

Nach den Tagen im Altenheim, gemeinsamen Mittagessen und intensiven Gesprächen fiel uns der Abschied nicht leicht, zu eindringlich war das, was wir hier gehört hatten.

In sehr langen Diskussionen tauschten wir uns im Anschluss über unsere Erfahrungen aus, teilweise dauert dieser Prozess heute noch an. Es waren Begegnungen, die uns verändert haben. Begegnungen, die uns manchmal auch ein wenig ratlos zurückließen, wie die folgenden Reflexionen einer Schülerin, Franziska Schwendner, zeigen:

Trifft uns Schuld?

„Trifft uns Schuld? Nein. Wir sollen keine Schuldgefühle haben, sagt unser Lehrer. Uns trifft keine Schuld mehr. Doch wenn mir die Zeitzeugen beim Interview erzählen, dass sie auch heute noch jede Nacht Alpträume haben und von ihren Erinnerungen eingeholt werden, da fühle ich: Etwas lastet schwer auf mir. Ich fühle mich dafür verantwortlich, dass unsere Zeitzeugen wegen meiner Vorfahren nachts nicht schlafen können. Das hört sich wahrscheinlich verrückt an. Bin ich verantwortlich für die Taten meiner Großeltern und Urgroßeltern? Mich trifft keine Schuld, sagen meine Eltern und Lehrer.“

Doch dann beim Mittagessen sitze ich Frau Morelenbaum gegenüber, die jeden Tag Tabletten nehmen muss, damit sie nicht weint. Eine Frau, die den Teufel im Menschen erlebt hat. Sie war in Auschwitz und hat Dinge gesehen, von denen sie jetzt nachts träumt. Sie hat gesehen, wie ein Deutscher einen Säugling vor den Augen seiner Mutter in die Luft geworfen und erschossen hat. Sie hat die Freude in den Augen des Deutschen gesehen, als er getroffen hat. Und jetzt sitze ich dieser Frau gegenüber und sie erzählt mir davon, dass sie weiß, dass uns, die junge deutsche Generation, keine Schuld mehr trifft. Sie würde uns gerne verzeihen. Doch dann meint sie offen und direkt, dass sie das nicht kann. Denn die Kinder in Auschwitz waren auch vollkommen schuldlos und wurden trotzdem von den Deutschen umgebracht. Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Das Essen liegt plötzlich schwer in meinem Bauch und ich habe keinen Hunger mehr. Ich spüre Reue und würde mich am liebsten für all das entschuldigen, was Frau Morelenbaum widerfahren ist. Doch mich trifft ja keine Schuld. Das haben meine Eltern, die Lehrer und Frau Morelenbaum gesagt.“

Ein Ergebnis der Begegnungen ist die vorliegende Sammlung der Interviews. Leser werden aus diesen Gesprächen vielleicht nur wenige neue historische Erkenntnisse gewinnen. Und trotzdem, das spiegelt unsere Erfahrung aus dieser Fahrt wider, sind sie es wert, gelesen zu werden. Denn noch immer hat jedes einzelne dieser erschütternden Schicksale das Recht, gehört zu werden. Und es ist noch immer unsere Verantwortung, aufmerksam zuzuhören und daran zu erinnern. ▀

Die Interviews

Gertrud Klimowski: Der Friseur sagte, mein Hinterkopf sei besonders arisch



Gertrud Klimowski
Foto: Christian Oberlander

Gertrud Klimowski wurde 1923 als Gertrud Jakobsohn in Regensburg geboren. Im Alter von drei Jahren zog sie mit ihrer Familie nach Nürnberg. Am 1. April 1933, dem „Judenboykotttag“, mussten sie Nürnberg plötzlich verlassen und lebten zwei Jahre bei den Großeltern in Hamburg. Anschließend zogen sie nach Freiberg, wo ihr Vater bereits die Auswanderung nach Palästina vorbereitete. Ein dreiviertel Jahr lebte Gertrud Klimowski ohne Eltern bei ihren Tanten in Amsterdam, bis sie schließlich 1937 mit ihrer Familie nach Palästina auswanderte. Im Krieg diente sie in Ägypten beim englischen Militär. Während dieser Zeit heiratete sie ihren Mann. Später lebte sie mit ihrer Familie in Ramat haScharon, bis ihr Mann vor wenigen Jahren starb. Heute wohnt sie zufrieden im Pinchas Rosen Parents' Home. Sie hat zwei Töchter, fünf Enkelkinder und sieben Urenkel.

Der Frosch

Ich hatte mal einen Frosch geschenkt bekommen. Der fing an, nachts zu quaken. Mein Vater ist gleich aufgestanden und hat das Ding genommen und irgendwo in einen Park gege-

ben. Das wäre ein Grund gewesen, dass im Haus vielleicht Leute sagen: Die Juden stören uns. Ja, man hat sich geduckt!

Schocken

Vorab eine Frage: Sagt Euch noch die Warenhauskette Schocken was, die es vor dem Zweiten Weltkrieg in ganz Deutschland gab? Das Unternehmen war eng mit meiner Familie verwoben. Nach einigen Kaufhäusern in Ostdeutschland wurde 1920 eines in Regensburg gegründet und als 13. Niederlassung 1926 ein Schocken-Warenhaus in der Nürnberger Südstadt, das später zu Horten wurde. Die Kette war viel billiger als die kleinen Läden, da sie über relativ wenige Produkte und einen massenhaften Einkauf verfügte.

Ich wurde 1923 in Regensburg geboren, wo eben auch eines der Kaufhäuser war, und habe dort drei Jahre mit meinen Eltern gelebt. Mein Vater war leitender Angestellter. Als ich drei Jahre alt war, wurde mein Vater in das Nürnberger Warenhaus, das viel größer war, versetzt. Er war auch dort in führender Position und meine Mutter, meine Geschwister und ich sind nachgekommen. Es ging uns damals finanziell sehr gut und wir hatten ein sehr schönes Haus am Dutzendteich in der Hagedornstraße 14. Damals lag dort noch der Tiergarten und in der Nähe befand sich das große Stadion, wo die großen Aufmärsche waren. Das war aber erst später. In der Nähe in Zerzabelshof bin ich in die Schule gegangen.



Bilder des alten Kaufhauses Schocken aus Frau Klimowskis Fotoalbum
Foto: Christian Oberlander

„Vati ist schon fort.“

Eines Tages im April 1933 komm ich nach Hause, ich sehe, es sind Koffer gepackt. Ich hatte unterdessen einen kleinen Bruder, der ein Jahr alt war und wir hatten für ihn ein Kindermädchen. Es standen die Koffer da und meine Mutter sagte mir furchtbar aufgeregt: „Wir fahren nach Hamburg zu den Großeltern.“ Und ich fragte: „Wie kommt ihr jetzt darauf, nach Hamburg zu fahren, mitten im Schuljahr? Meine Freundin, die Lena, hat heute Geburtstag. Ich kann heut nicht nach Hamburg fahren.“ – „Doch, doch, doch, wir müssen fahren.“ – „Und wo ist Vati?“ – „Vati ist schon fort.“

Ich hatte keine Ahnung, weshalb: Das war der Boykotttag, an dem man die Juden erstmals von staatlicher Seite öffentlich angegriffen hat. Scheiben wurden bei jüdischen Geschäften eingeschmissen, Käufer wurden drangsaliert und Gerüchte wie: eine Verkäuferin habe Lepra oder eine Wurst sei vergiftet gewesen, kolportiert.

Wir sind also nach Hamburg zu den Großeltern gefahren und nie mehr nach Nürnberg zurückgekommen. Dort ging ich auf eine jüdische Schule, wo ich auf dem Nachhauseweg geschlagen wurde. Die haben an der Ecke gewartet und wussten, das ist eine jüdische Schule, und haben mich überfallen. Doch in Hamburg war der Nazismus im Gegensatz zu den bayerischen Gegenden noch nicht sehr groß entwickelt.

Man konnte nicht einfach losfahren

Wir waren zwei Jahre in Hamburg, bis mein Vater einen Posten in Freiberg in Sachsen bekam. Dort lebten wir eineinhalb Jahre. Ich war die einzige Jüdin in einem christlichen Lyzeum. Als mein Vater mich in das Lyzeum eingeschrieben hat, hat der Bürgermeister gesagt: „Herr Jacobsohn, am Sonnabend braucht Ihre Tochter nicht zu kommen, denn dann haben wir *Rassenkunde*.“ Da hat man diesen Blödsinn gelehrt, dass man den Kopf gemessen hat. Da hat der Bürgermeister mich davon freigehalten, dass ich mir das nicht mit anhören musste, und das fand ich fantastisch. Mir ist auch mal passiert, dass ich beim Friseur war und der hat gesagt: „Endlich mal ein rein arischer Hinterkopf!“

In Freiberg hat mein Vater schon die Auswanderung vorbereiten müssen, denn man konnte nicht einfach losfahren. Man musste eine bestimmte Summe besitzen, um die Einwanderung zu zahlen. Meine Mutter und mein Bruder sind zurück nach Hamburg zu den Großeltern gefahren, während mein Vater alles erledigt hat, und mich hat man nach Amsterdam zu den Schwestern meiner Mutter geschickt. Da war ich nochmal ein dreiviertel Jahr,

bis meine Eltern kamen. Ich bin zwar dort nicht in die Schule gegangen, aber ich habe als Vorbereitung zur Einwanderung nach Israel sehr viel Unterricht genommen, unter anderem in Englisch und Hebräisch.

1937 kamen meine Eltern dann nach Amsterdam und von dort sind wir mit dem Zug nach Italien gefahren und mit dem Schiff bis Haifa. Denn unsere Familie war zionistisch eingestellt. Zum Beispiel hätten wir auch sagen können, wir bleiben in Holland bei den Verwandten. Doch als wir Deutschland verließen, war unser Ziel, nach Palästina zu gehen.



Im Interview mit den Schülern
Foto: Christian Oberlander

Von der Villa in die Wüste

In Israel war der Lebensstandard natürlich viel niedriger, als er vorher war. Meine Mutter war an drei Angestellte in einer Villa gewöhnt, hier hatten wir zwei Zimmer. Aber wir mussten zufrieden sein, dass wir uns überhaupt verhältnismäßig gut ernähren konnten.

Ich war und bin auch heute noch sehr handwerklich geschickt, deshalb bin ich von dort aus in ein sehr gutes Studio gekommen, wo ich sehr gut nähen gelernt habe, was auch nachher mein Beruf war. Als ein Brief vom Mili-

tär kam, habe ich mir überlegt, meine Eltern brauchen das Geld, das ich verdiene, eigentlich nicht, ich brauche es auch nicht. Es ist meine Pflicht, hier für das Land was zu tun, damit nicht nochmal sowas passiert. Also arbeitete ich in einem Militärlager in der Wüste in Ägypten zwischen Kairo und Ismailia. Dort habe ich meinen späteren Mann getroffen und wir haben während des Militärs geheiratet und sind zur Hochzeit nach Israel gefahren.

Gibt es einen Gott?

Mein Großvater hat jeden Tag gebetet und hatte auch ein Mützchen auf dem Kopf. Bei uns zu Hause wurden freitagabends Lichter angezündet und ein Gebet gesprochen. Aber sonst sind wir immer am Sonnabend gefahren. Meine Großeltern waren *koscher*, bei uns gab es getrenntes Geschirr, aber es wurde auch ganz gerne mal was Gutes gegessen.

Aber die Sache, ob man an Gott glaubt, ist ein großes Thema. Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt. Ich glaube an ihn, weil es meine Religion ist. Aber bei all dem, was passiert, gibt es einen Gott? Da würde ich eher ein Atheist sein. Jedoch kann ich auch nicht sagen, wenn's einen lieben Gott geben würde, hätte er Hitler nicht so weit kommen lassen. Das ist meiner Ansicht nach falsch. Ich bewundere Leute und finde es sehr schön, dass es Leute gibt, die das können, an Gott zu glauben. Es ist zu weit weg. Jedoch nehme ich hier auch Kurse, in denen man in der Bibel liest, weil ich eigentlich nicht genügend darüber weiß, aus Interesse an Geschichte.

Als Kind hab ich jeden Abend gebetet, behüte Vati und Mutti und all das, lieber Gott. Jedem Kind sagt man doch, dass es den lieben Gott gibt. Ich lehne es nicht ab, aber ich kann es mir nicht vorstellen, dass es so etwas gibt oder wie es möglich ist, dass da oben irgendwas ist.

Alle waren im BDM

Es gab so einen Witz: „Ich hab einen guten Juden gekannt“. Warum sind die Juden nun wirklich so verhasst? Was haben wir denn den Deutschen angetan? Wenn man gesehen hat, dass eine Familie so viele Warenhäuser aufstellt, gab es wahrscheinlich Christen, die gesagt haben, wieso haben diese Juden so einen Erfolg? Dabei war das ja auch Arbeitsbeschaffung für die christliche Einwohnerschaft von jeder Stadt. Unsere Dienstmädchen haben immer gesagt, sie wollen nur bei Juden arbeiten, denn sie haben es bei uns besser als in christlichen Familien.

Wieso haben alle Eltern ihre Kinder im BDM oder der *HJ* eingeschrieben? Das war schon in der Schule in

Nürnberg so. In der ersten Unterrichtsstunde stand die Klasse auf: „Heil Hitler“. In dieser Klasse waren 32 Mädchen, davon 31 im BDM. Die eine war ich, die nicht im BDM war. Wenn ich nicht Jüdin gewesen wäre, sondern aus christlichem Haus, wäre man hundert Prozent an demselben Tag zu den Eltern gegangen und hätte den Vater inhaftiert. Die wurden alle dazu gezwungen. Vielleicht waren sie nicht immer der Ansicht. Aber erstens waren alle Freundinnen drin und zweitens kann man verstehen, warum die alle in die Hitlerjugend gegangen sind, wenn jeden Tag gesagt wird, dass da jemand nicht drin ist.

Es ist Geschichte!

In Nürnberg hatten wir einzelne Bekannte, die eingesperrt wurden. Einem hat man versprochen, er werde zur *Bar Mitzwa* seines Sohnes nach Hause kommen. Am Morgen dieses Tages kam man und sagte: „Es tut uns sehr leid, aber der Herr Dr. Kratz hat sich in seiner Zelle aufgehängt.“

Es gab Abschiedsbriefe aus den KZs, vorgedruckt vom Roten Kreuz. Auch die Schwester meiner Schwiegermutter hatte so einen Brief noch zu Hause: „Liebes Annchen, ich wollte Dir nur sagen, es geht uns sehr gut.“ Wenn sie geschrieben haben, es gehe ihnen gut, haben wir gedacht, sie müssen vielleicht ein bisschen arbeiten. Dass sie dort gestorben sind, hat man erst gemerkt, als man gesehen hat, dass sie nach dem Krieg nicht mehr nach Hause gekommen sind.

Ich würde nicht, wenn ich die Gelegenheit hätte, einen Christen irgendwo umbringen. Es ist ja überhaupt nicht meine Lebenseinstellung, einen Menschen zu töten.

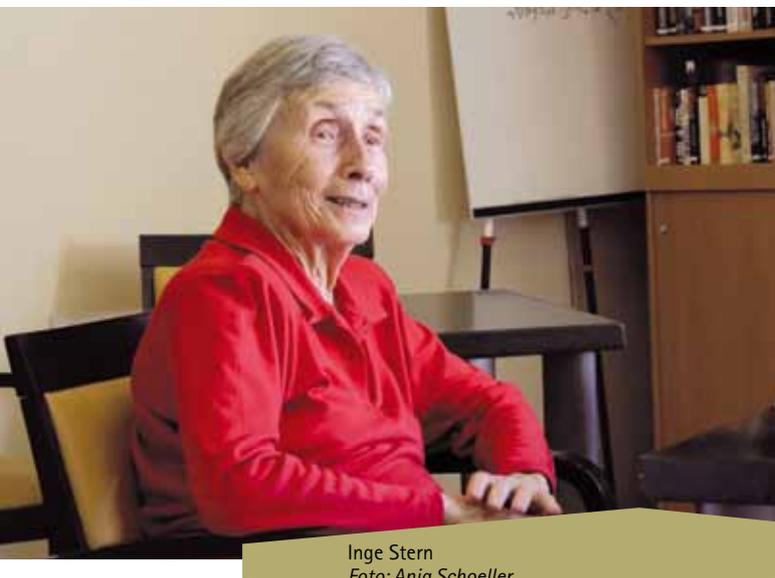
Ich hatte heute Vormittag fast einen Zusammenstoß mit jemandem, die mir gesagt hat, ich soll das nicht alles sagen. Doch ich finde, man muss es sagen. Es ist doch Geschichte, es ist so, als ob sie ein Geschichtsbuch lesen. Da sind auch schlimme Sachen drin! Ich finde es nicht richtig das Verschweigen, es ist Geschichte! Es ist Geschichte.

Aber kann die Menschheit daraus was lernen? ■

Protokoll: Jan Halbig, Quoc Khang Phan, Johannes Probst

Inge Stern: Den Deutschen hat man so was nie zugetraut

Inge Stern wurde 1923 in München geboren und wuchs in Glogau auf, wo sie bis 1934 lebte. Danach zog sie mit ihren Eltern und ihrer jüngeren Schwester nach Berlin, da aufgrund des wachsenden Antisemitismus das Leben in der Kleinstadt zu gefährlich wurde. Ihre Eltern planten deshalb schon frühzeitig die Auswanderung nach Südafrika. Als dies nicht mehr möglich war, flohen sie im Mai 1939 nach Israel. 1950 besuchte sie zum ersten Mal nach dem Nationalsozialismus wieder ihre Geburtsstadt. In Israel heiratete sie und bekam zwei Söhne, von denen sie einen im Jom-Kippur-Krieg verlor. 2012 zog sie in das „Pinchas Rosen Parents' Home“. Heute hat Inge Stern vier Enkelkinder und 13 Urenkel.



Inge Stern
Foto: Anja Schoeller

Wir waren Freiwild

Meine Eltern stammen aus Schlesien, ich bin 1923 in München geboren und in Glogau aufgewachsen. An meine Kindheit habe ich schöne Erinnerungen. Ich genoss eine preußische Erziehung, aber ich bin heute keine Deutsche mehr.

Die erste schreckliche Erfahrung war am 1. April 1933, als mein Onkel, der Anwalt war, auf einem Lastwagen durch die Stadt gefahren wurde. In den Kleinstädten kannte jeder jeden. „Das sind die Juden und die wollen wir loswerden.“ Das nächste schreckliche Erlebnis war die „Reichsschwimmwoche“ im Juni 1934. Ich bin gerne geschwommen, aber an dem Tag der „Reichsschwimmwoche“ wurde ich nach Hause geschickt: Für Juden Kinder sei kein Platz. Zwei Wochen später sollten wir einen Aufsatz über diese Woche schreiben und ich habe in diesen Aufsatz geschrieben, dass ich nicht teilnehmen durfte,

weil ich Jüdin bin. Meine Mutter musste deswegen zum Direktor, der den Aufsatz zu unserer Sicherheit aus dem Heft entfernte. Denn zu dieser Zeit waren wir Juden Freiwild. Meine schrecklichsten Erinnerungen an damals sind die SA-Aufmärsche. Das Leben in der Kleinstadt war bis zu diesem Zeitpunkt schön, denn wir hatten Familie um uns rum. Am 30. Juni 34, da war ich elf, haben die Eltern beschlossen, sie ziehen um nach Berlin. Das war der erste Schritt zur Auswanderung. Wir sind aus einer Fünf-Zimmer-Wohnung in eine Zwei-Zimmer-Wohnung in einer bescheidenen Gegend in Berlin gezogen. Meine Eltern waren nicht reich, aber gut situiert. Ich hatte eine Schwester, die sechs Jahre jünger ist. Wir gingen noch zwei Jahre auf jüdische Schulen, mit englischsprachigem Unterricht. Als es mit dem Antisemitismus schlimmer wurde, schickten manche ihre Kinder nach England, doch unsere Eltern wollten sich nicht von uns trennen. Bis zur *Reichskristallnacht* lebten wir relativ friedlich in Berlin; in dieser Nacht aber sind wir in den Wald geflohen. Das hat uns vor Schlimmerem bewahrt, denn wir waren nur uninteressante kleine Leute.

Wir müssen hier raus, sonst wird es gefährlich

Meine Mutter und die anderen Frauen haben früh geahnt, welches Ausmaß der Nationalsozialismus annehmen wird. Sie waren auch eher bereit sich umzustellen als die Männer, da diese die Verantwortung trugen, die Familie zu ernähren. Sie meinten, dass sie doch keine Fremdsprachen könnten, und ihre Berufe – Doktor, Anwalt – seien sprachgebunden, und wie soll das funktionieren? Auch wenn sie hier nicht mehr arbeiten konnten, wollten sie bleiben, denn sie besaßen ein Haus oder etwas zur Miete und die Familie konnte leben. Unsere Mutter hat aber sehr gedrängt, ihr zuliebe sind wir ja dann auch ausgewandert. Meine Eltern hatten eigentlich eine Einkommensquelle in Südafrika vorbereitet, dort war eine Tante, die hatte ein Modegeschäft aufgemacht, sie war angehende Anwältin und ihr Mann hatte angefangen zu studieren. Mein Vater war der Modesachverständige, hat in Berlin die Sachen für das Geschäft eingekauft. Aber bis sich die Eltern entschlossen hatten, dort hinzugehen, hat Südafrika zugemacht für Juden. Also war uns 1939 klar: Wir müssen hier raus, sonst wird es sehr gefährlich. Ja, aber dann gab es kein Zertifikat, um mit zwei Kindern legal nach Israel einzuwandern, und wir wollten nicht auf diese schiffbrüchigen Schiffe gehen, auf diese Nusschalen, wo auch genug passiert ist. Doch schließlich verschuldete sich mein Onkel für uns.

Kein Heimweh nach Deutschland

Wir haben Deutschland im Mai 1939 verlassen. Ich hatte zwar genug erlebt für meine Verhältnisse, aber es war nicht zu vergleichen mit dem, was da später passiert ist. Wir sind von Genua bis Tel Aviv gefahren. Wir waren glücklich, ja, wir waren noch Kinder! Wir haben verstanden, warum wir nach Palästina fahren, aber es war ein Erlebnis. Eher ein Abenteuer als eine direkte Flucht.

Wir sind im Mai angekommen und mieteten eine kleine Wohnung in Tel Aviv. Als Erstes hatten wir dort einen Chamsin, der sich gewaschen hatte. Ein Chamsin ist ein Wüstenwind, nicht sehr windig, aber wahnsinnig heiß.

Dann aber kamen die Schule und die schreckliche Sprache. Englisch war ein Kinderspiel im Vergleich zu Hebräisch. Alle, die beten konnten, die hatten es leichter, denn die hatten sich an etwas anzulehnen. Aber hier hat man zum Glück auch *jiddisch* gesprochen, das hat uns Deutschen sehr geholfen, denn man kann es verstehen, ohne es zu sprechen. Denn Jiddisch ist Mittelhochdeutsch.

Ich kam aus einer sehr assimilierten Familie, wir haben zu Hause den Glauben nicht gelebt, aber ich meine, wir haben immer gewusst, dass wir Juden sind. Nach der Ankunft hatten wir kein Heimweh, denn nach *dem* Deutschland konnte man kein Heimweh haben. Wir waren ja noch Kinder, wir waren noch nicht so verwurzelt. Bei der Ankunft war ich 15 und meine Schwester war neun Jahre alt. Aber manche Deutsche haben es nicht ausgehalten. Unser Großvater zum Beispiel ist nach Israel gekommen und wir alle wollten, dass er bleibt. Er hat gesagt, hier kann er nicht bleiben, hier kennt ihn ja keiner, wenn er auf die Straße geht, grüßt ihn dort keiner. Er ist in *Theresienstadt* umgekommen.

„Was man uns antat, ist grenzenlos.“

Ich heiratete dann später einen religiösen Mann, das war sehr interessant und ganz neu und ich habe mich verpflichtet, eine koschere Küche zu führen. An Pessach war es immer besonders anstrengend, denn man muss so viel koscher kochen. Inzwischen fahren wir die ganze Pessachwoche als Familie weg in ein koscheres Hotel und dann können sich die Hoteliers die Arbeit machen. Aber das muss man sich leisten können. Auch am Sabbat halten wir uns streng an die Regeln, nur ich werde mittlerweile wieder etwas lockerer. Ich kann Ihnen noch erzählen, dass meine Mutter nach dem Weltkrieg noch in der Schweiz war. Und dass sich ein Deutscher zu ihr auf eine Bank gesetzt hat, an einem der Wanderwege und sie gesagt hat: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, ich bin Jüdin.“ Unsere Mutter hat

das immer gleich gesagt und dann hat er gesagt: „Wir sind ja hier außerhalb der Grenze.“ Dann hat sie gesagt: „Das, was man uns angetan hat, ist grenzenlos.“ Als ich nach dem Krieg zum ersten Mal in Deutschland war, da hat meine Mutter gesagt: „Du siehst dich um wie im Zoo.“ Ich sagte: „Ja, ich überlege mir bei jedem“, da war ja die Täter-Generation noch da, „was er wohl gemacht hat.“ Ich war nicht oft in Deutschland nach dem Krieg, aber ich wollte nach München. München ist eine herrliche Stadt mit den breiten Straßen, die Israelis haben lauter enge Straßen, denn wir sind ein winziges Land. Und also wirklich, es ist eine herrliche Stadt. Ja, die großen Straßen und auch die Theater und auch die kleinen Bühnen. München ist so, wie ich mir Deutschland gewünscht hätte.



Im Gespräch
Foto: Anja Schoeller

Die Deutschen haben gemordet und gequält

Heute denke ich, Deutschland ist für mich immer noch das Land, in dem das Grauen passiert ist. Ich weiß, das sind jetzt schon zwei Generationen, die sich zum Teil selber fragen, was haben unsere Vorfahren gemacht. Und das wird nicht diskutiert. Sie wollen es ja auch nicht wirklich wissen und das muss man auch verstehen. Doch es gibt immer einen schwelenden Antisemitismus, leider. Aber das begründet sich meiner Ansicht nach darauf, dass die Juden sehr hart gearbeitet haben, sehr fleißig waren und dann sehr erfolgreich, und dann gibt's immer Neider. Ich habe gehört, dass es wieder Neonazis gibt. Aber ich bleibe hier, da treffe ich sie nicht. Es mag eine Vogelstrauß-Politik sein, aber ich kann mich nicht für alle einsetzen. Kein Mensch hat einem Kulturvolk wie den Deutschen zugetraut, dass es so ausufern wird. Und auch wie der Hitler zur Macht kam, hat man gesagt, nun hat er das doch erreicht und jetzt wird das mit den Pöbeleien gegen Juden

aufhören. So etwas wie Mord und Quälen, das haben ja die Deutschen dann gemacht, denn man hat die Leute ja nicht an die Wand gestellt und erschossen, sondern man hat sie vergast. Aber die meisten hat man erst wochenlang und monatelang gequält mit harter Arbeit und schrecklichen sanitären Zuständen. Und einem Teller Wassersuppe mit ein bisschen Brot. Und zum Schluss hat man sie doch umgebracht.

Ich finde es wichtig, mit Deutschen zu sprechen

Hier im Heim spricht man wenig über die Zeit damals. Weil die Leute, die es erlebt haben, die wollen es lieber vergessen und die anderen drängen auch nicht. Aber ich finde es wichtig, mit Deutschen darüber zu sprechen. Damit die Jugend sich klar wird, was da passiert ist.

Ich finde, ganz Deutschland war damals schuld. Ja, denn die andern haben weggeguckt. Aber die Deutschen von heute, die fühlen sich jedenfalls nicht schuldig, die haben ja auch nichts verbochen.

Meine Enkel und Urenkel fragen nicht nach dem Holocaust, wir sind nicht das Elternhaus, das von der Shoah

geprägt ist. Ich spreche immer noch deutsch. Ich habe sogar mit meinen in Israel geborenen Kindern deutsch gesprochen. Und wenn mein Sohn mich anruft, sprechen wir deutsch.

Die Deutschen im Wohnheim sprechen untereinander deutsch. Aber ich werde Ihnen sagen, die sogenannten Deutschen sterben aus, in zehn Jahren, da gibt es dann keine mehr. Dieses Haus hat wirklich deutsch gesprochen. Aber das ist vorbei. Es gibt mehr Leute, die untereinander hebräisch oder polnisch sprechen, als es Deutsche gibt. Denn die Deutschen sind alle über 80.

Ich lebe seit einem dreiviertel Jahr hier. Ich habe es mir sehr schwer gemacht, denn ich habe über 60 Jahre in meiner Wohnung gelebt. Mir geht es hier gut, ich bin aber auch kein Meckerer. Aber jetzt ist hier mein Zuhause. Ich verstehe mich mit allen und habe hier auch eine Freundin gefunden. Eine, die ich vorher nicht kannte. Sie kam aber erst nach mir. Und ich habe mich hier wunderbar eingelebt. Ich will auch gar nicht mehr woanders hin. ▀

Protokoll: Lea Himmel, Jonas Röder, Michael Winter

Herzl Kaveh: „Ein Engel hat mich damals beschützt“

Der heute 91-jährige Herzl Kaveh wuchs in Polen in einem kleinen Dorf zwischen Warschau und Bielany mit zwei Schwestern auf. Herzls Familie besaß ein Gasthaus, in dem er auch mit anpacken musste. „Da ging es nicht darum, dass man irgendwie ein Hobby hat, sondern da musste man sich eben am Leben halten, weil die wirtschaftliche Situation sehr schwierig war, und die Kinder mussten den Eltern helfen, um den Tag zu überleben.“ Da er nur noch wenig Deutsch konnte, hatten wir zusätzlich eine Übersetzerin in unserer Runde. Heute lebt er alleine im Pinchas Rosen Parents' Home in Ramat Gan, Tel Aviv, seine Frau ist bereits mit 52 Jahren verstorben.

Antisemitismus in der Schule

Ich kann nicht sagen, dass ich den Antisemitismus zunächst direkt gespürt habe, denn es gab eine jüdische Schule. Die wurde dann aber geschlossen und alle jüdischen Kinder mussten in eine polnisch-christliche Schule. Dort saßen natürlich wenige jüdische Kinder mit vielen polnischen Kindern und da gab es dann schon Antisemitismus. Aber weil ich sehr gut in Sprachen war, konnte ich sehr gut polnisch und deutsch und habe den anderen immer geholfen und sie abschreiben lassen, deshalb haben sie mich in Ruhe gelassen.



Herzl Kaveh
Foto: Christian Oberlander

Der Einmarsch der Wehrmacht

Nachdem die Wehrmacht 1939 in Polen eingefallen ist und Polen erobert hat, hat sich natürlich alles geändert. Umgehend wurden dann einfach Kinder aus den Höfen und aus den Häusern rausgeholt und gleich zu verschiedenen Arbeiten mitgenommen. Ich landete also mit 16 Jah-

ren in einer Kiesgrube. Wir waren eine Gruppe von Jungen und mussten sehr schwer arbeiten. Aber wir strengten uns sehr an und haben auch wirklich gut gearbeitet und nach drei Tagen kam die Gestapo und ein Sergeant meinte: „Guckt mal, wie schön die gearbeitet haben und was die schon alles geschafft haben!“ Und als Belohnung durften wir am nächsten Tag mit den christlichen Polen und den Wehrmachtssoldaten in der Küche essen. Nichtsdestotrotz sagte der Wehrmachtssoldat: „Aber ich werde nicht ruhig sein, bis ich nicht Blut gesehen habe.“

Die Arbeit auf dem Flugplatz

Ich habe unterschiedliche Arbeiten verrichtet und Glück gehabt, dass ich länger an einem versteckten Flugplatz der Wehrmacht arbeiten konnte. Da war ich sicher. Eines Tages sah ich am Flughafen Holzpflocke herumliegen und dachte mir: „Mensch, da nehm ich mir doch so 'n Holzpflock mit zum Heizen“, das war ja immer ein großes Problem. Deshalb machte ich mit einem Freund aus: „Wenn das niemand sieht, dann schmeiß mir das über den Zaun und ich nehme das dann mit.“ Aber ich wurde leider von einem Offizier erwischt und der hat mich verraten. Ich kam dann zur Gestapo und weiß nicht, warum ich dieses Glück hatte. Dieser Gestapo-Mann sagte lediglich: „Das machst du nicht mehr!“, und ließ mich gehen. Jeder andere, das wisst ihr, wurde einfach erschossen, ohne mit der Wimper zu zucken. Ein Engel hat mich damals beschützt.

„Es wird sich jetzt bald alles ändern.“

Doch dann haben sie mich am Flugplatz nicht mehr gebraucht und ich wurde nach Warschau abtransportiert. Da gab es zwei Ghettos und zwischen den Ghettos gab es eine umzäunte große Straße, die war nur für die Gestapo und für die Wehrmacht, für die Deutschen zugänglich.

Die Gestapo holte dann mit mir 500 junge Männer aus dem Ghetto. Ich hatte wieder Glück, denn ich kam an eine Baustelle, deren Chef zwar als Antisemit verschrien war, aber offenbar eine Kehrtwendung vollzogen hatte. Er warnte mich mit den Worten: „Besorg dir gute Schuhe, du musst jetzt immer gute Schuhe haben. Versuche, so viel Essen zu haben und in deine Taschen zu tun, wie du nur kannst. Es wird sich jetzt bald alles ändern.“

Die Flucht

Wir mussten dann an einer Bahnlinie arbeiten und bekamen bald heraus, dass da italienische Züge durchfahren. Wir schmiedeten die ganze Zeit Pläne, auf so einen Zug zu kommen, doch die waren natürlich die ganze Zeit

bewacht. Dann kam ein Cousin von mir, der schon zwei Mal aus *Treblinka* geflohen war und immer wieder eingefangen wurde. Ich weihte ihn in unsere Fluchtpläne ein und schlug ihm vor, mit uns zu fliehen. Doch er antwortet nur: „Nee, ich kann nicht mehr, ich flieh jetzt nicht mehr.“

Schließlich sahen wir eine gute Gelegenheit, auf den Zug zu springen. Es war furchtbar, seine Angst zu überwinden. Um zu diesem Zug zu kommen, mussten wir nämlich an einem Haus vorbei, in dem die höchsten SA- und SS-Männer lebten. Und die hatten solch große Hunde. Doch wir schafften es tatsächlich, dorthin zu kommen, aber natürlich schienen die ganzen Waggons verschlossen zu sein. Ein Waggon war allerdings einen Spalt offen und wir quetschten uns hinein. Und dann saßen wir dort im Dunkeln und haben die ganzen Deutschen gehört, die Schreie, die Polen. Doch wir saßen letztendlich in diesem Zug und haben dann aufs Leben getrunken und darauf, dass wir es geschafft hatten. Mit meinen Kameraden, mit meinen Freunden.



Herzl Kaveh mit den Interviewerinnen
Foto: Christian Oberlander

„Jetzt bringen sie uns zu der Gestapo.“

Der Zug fuhr dann auch tatsächlich los, aber der hat natürlich auch ab und zu angehalten und jedes Mal wurde auch kontrolliert. Die sind dann an den Zügen entlanggelaufen mit den Hunden. Und in dem Zug, wo wir saßen, also in dem Waggon, da gab es auch so kleine Bänke, aber hauptsächlich Holz, was eben zum Heizen verwendet wurde. Zum Heizen für den Zug und wahrscheinlich auch zum Antrieb – würde ich mal denken, weiß ich nicht genau.

Wir waren in diesem Waggon und dann kam auch wirklich eine Kontrolle. Und das war ein Italiener, der Deutsch konnte. Und er hat gesagt: „Wartet ab, bald kommen wir zum Brenner.“ Und dann waren wir tatsächlich dort oben. Die italienische Polizei holte uns raus und wir dachten: „Jetzt bringen sie uns zu der Gestapo.“ Weil Italien war ja ein Verbündeter Deutschlands.

Wir sind also mit den italienischen Polizisten weitergelaufen und dann war dort auch schon das Schild mit der Aufschrift „Gestapo“. Aber wir sind mit denen an dem Gebäude vorbeigegangen und stattdessen wurden wir zu dem Bürgermeister von der Stadt gebracht. Dieser meinte: „Ja, was mach ich denn jetzt mit euch? Naja, muss ich erst mal in Rom fragen, was ich mit euch machen soll.“ Wir wurden daraufhin ins Gefängnis gesteckt, das von einer unheimlich netten italienischen Familie geführt wurde. Wir wurden dort wie Freunde aufgenommen.

Aus irgendwelchen Gründen kamen wir dann nach Süditalien in ein offenes Lager. Wir durften dort auch rausgehen zum Arbeiten und viele Familien waren dort untergebracht, vor allem aus der Tschechoslowakei und Jugoslawien. Im Zuge der alliierten Invasion kam Ende 1943 eine Delegation aus Palästina nach Süditalien und diese beschaffte mir die nötigen Papiere für die Überfahrt. Nach drei Tagen auf der „Stefan Batory“ hatte ich es geschafft. Ein Traum wurde wahr!

Ein neues Leben

Als ich hier angekommen war, kümmerten sich viele Menschen um mich. Hier Abendessen, da Abendessen. Und zufällig hat auch eine Cousine gehört, dass ein Verwandter gekommen ist und sie hat mich dann mitgenommen. Doch sie hatte schon ganz viele Kinder, denn die Familie war sehr religiös. Und nach ein paar Monaten wusste ich, hier kann ich nicht bleiben. Ich suchte Arbeit, es war aber ganz schwierig, überhaupt etwas zu finden. Und durch großes Glück eben ist jemand auf mich aufmerksam geworden, ein belgischer Jude, der auch geflüchtet war. Und er hat mich dann gelehrt, Diamantschleifer zu wer-

den. Das ist ein sehr hoch angesehener Beruf, bei dem man sehr gute Hände haben muss.

Ich weiß heute, dass es einfach unheimlich wichtig ist, zu sprechen

Das Wichtigste ist wirklich, die Sachen nicht zu vergessen und immer wenn die Gelegenheit sich bietet, die anderen daran zu erinnern, und vor allem wenn man es im Bauch spürt, wie schwer das ist, dann kommen auch die richtigen Worte nach draußen und man verteidigt eben auch andere. Es ist sehr schwierig, weil in Israel viele Holocaust-Überlebende ihren Kindern gar nichts erzählt haben. Die wussten gar nicht, wo ihre Eltern im Holocaust waren. Aber im Wohnheim hier gibt es eben auch viele, die nicht darüber gesprochen haben. Viele sind dann schließlich doch bereit, die eben 50 Jahre nicht darüber gesprochen haben, was echt eine Glanzleistung ist, das muss echt Wahnsinn sein.

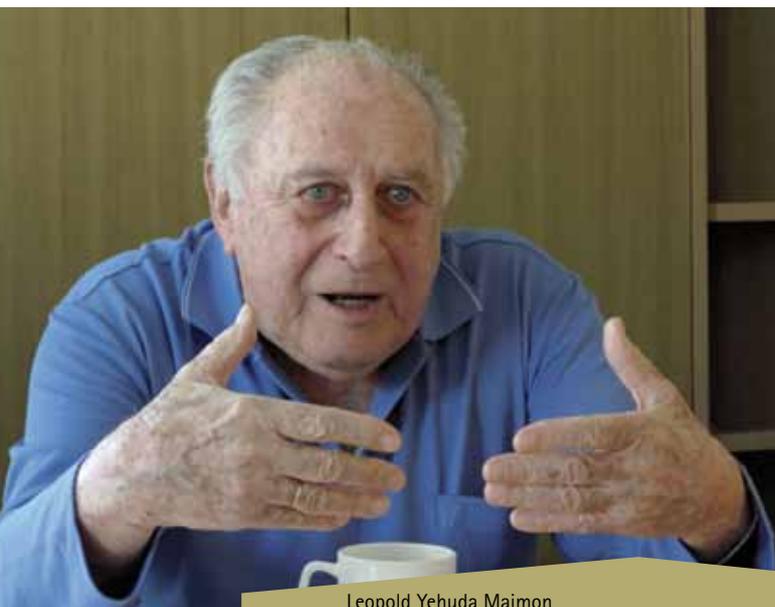
Ich möchte nochmal betonen, das ist natürlich eine ganz andere Geschichte als von den Menschen, die eben wirklich im Konzentrationslager waren. Es gibt ein Buch mit Erinnerungen von Holocaust-Überlebenden, die aus den Lagern kamen, und das heißt „Wein nicht“. Ich kann es gar nicht verstehen, dass man da überhaupt zwei Sätze darin lesen kann, ohne zu weinen.

Ich weiß heute, dass es einfach unheimlich wichtig ist, zu sprechen. Auch um an das Geschehene zu erinnern. Und besonders in der Erziehung von Schülern – nicht nur in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt. ▲

Protokoll: Jessica Erli, Rowena Köhler, Alexandra Martyniak

Leopold Yehuda Maimon: Heute will ich nicht mehr hassen

Leopold Yehuda Maimon, genannt Poldek, wurde am 2. Februar 1924 in Krakau geboren. Er ging auf eine hebräische Grundschule, später auf ein zionistisches Gymnasium und führte ein normales Leben. Doch am 6. September 1939 änderte sich mit dem Einmarsch der Deutschen und der Isolation der Juden im Krakauer Ghetto alles für ihn. Poldek wollte die Taten der Deutschen nicht hinnehmen, trat einer Untergrundorganisation bei und leistete so Widerstand. Die Ghetto-Kämpfer verübten unter anderem einen Anschlag auf ein von deutschen Offizieren besuchtes Café. Mit 18 Jahren wurde er nach Auschwitz deportiert und nach vielen Monaten schaffte er es, mit vier Mitgefangenen beim Todesmarsch zu entkommen. Nach der Befreiung durch die Rote Armee schloss er sich der Rächergruppe Nakam an, von deren Taten er heute allerdings nicht mehr überzeugt ist. Er heiratete seine jetzige Frau Aviva und arbeitete mit ihr bei der Alija mit, die Juden half, nach Palästina zu gelangen. Zusammen kamen sie über Umwege nach Israel. Inzwischen hat Poldek zwei Kinder und sieben Enkelkinder.



Leopold Yehuda Maimon
Foto: Christian Oberlander

Leopold ist kein jüdischer Name

Ich hatte ein sehr schönes Leben. Wir hatten warmes Wasser und meine Eltern waren zwar nicht reich, aber bescheiden wohlhabend. Und ich habe geglaubt, eine sehr schöne Zukunft zu haben. Deshalb gaben meine Eltern mir den Namen Leopold, weil sie wollten, dass ich ein Doktor oder ein Professor werde. Leopold ist nicht so ein jüdischer Name. Mein zweiter Name ist Yehuda, ich habe also auch einen hebräischen Namen bekommen. Seit ich zehn bin,

bin ich in einer zionistischen Bewegung, und schon damals war mein größter Traum, einmal nach Palästina auszuwandern und dort in eine Landwirtschaftsschule zu gehen. Meine Eltern wollten aber, dass ich ein Doktor werde, ein Arzt oder ein Advokat. Mich allerdings zog es schon immer in ein Kibbuz, wo ich als Bauer arbeiten wollte. Deshalb hatte ich auch Konflikte mit meinen Eltern. Die waren zwar auch Zionisten, aber sie wollten, dass ich zuerst einen Titel habe. Aber das war ja leider schnell nicht mehr wichtig. Der Krieg hat dieses Problem gelöst. [lacht]

Die Deutschen beschlossen, die Juden zu vernichten

Am 6. September 1939 marschierten die Deutschen in Krakau ein. Poldek konnte das Gymnasium abschließen und bis zum März des Jahres 1941 mit seiner Familie in einer gewöhnlichen Wohnung leben. In diesem Monat kam jedoch der Befehl, dass die meisten Juden Krakau zu verlassen hatten, und nur noch 20.000 der 65.000 Juden konnten weiterhin dort leben, mussten jedoch in ein Ghetto ziehen:

Im Ghetto hat jede Familie zuerst ein Zimmer bekommen; so musste zum Beispiel eine Wohnung mit drei Zimmern für drei Familien ausreichen. Ich kann mich nicht erinnern, ob die Größe der Familie berücksichtigt wurde oder nicht. Das war sehr schwer. Man durfte das Ghetto nicht verlassen, nur zur Arbeit, und das Ghetto war sehr klein, obwohl 20.000 Juden darin lebten. Man hat von dem gelebt, was man verkaufte, oder ist rausgegangen zur Arbeit.

Zu Beginn des Jahres 1942 drangen erste Informationen darüber ins Ghetto durch, dass die Deutschen beschlossen hatten, alle Juden zu vernichten.

Am Anfang glaubte man, dass der Krieg sehr kurz sein würde, aber nach drei Jahren war immer noch kein Ende in Sicht. Und wir hatten die Ideologie, nach Palästina zu fahren! Deshalb suchten wir einen Weg, von den Deutschen wegzulaufen, vom Land, das von der deutschen Regierung beherrscht wurde. Und wir haben einen Weg nach Palästina gesucht.

Die alten Zionisten sagten, sie glaubten nicht, dass die Deutschen beschlossen hätten, alle Juden zu vernichten. Das kann nicht passieren, Deutschland sei eins von den Ländern, das große Philosophen hat, große Musikanten, große Schreiber, es kann nicht sein, dass die beschlossen haben, ein anderes Volk zu vernichten. Aber leider, das war nicht richtig.

In der Todeszelle

Am 22. Dezember 1942 haben wir eine große Aktion gemacht. Wir haben Molotowcocktails auf ein größeres Café-Haus in Krakau geworfen. Das haben wir nicht allein

gemacht, ein Lehrer von unserer Schule hat uns geholfen. Und wir haben die Fahne von Polen aufgehängt auf verschiedenen Gebäuden und haben Flugblätter verteilt, wo wir die polnische Bevölkerung zu Widerstand gegen die Deutschen aufriefen. Und das war damals der erste Akt von einer geheimen Organisation. Bis damals hat keine Gruppe so etwas gemacht, nicht in Frankreich, nicht in Deutschland. Und das hat so einen großen Effekt gehabt, dass die Polen nicht geglaubt haben, dass wir das waren. Die haben gesagt, dass das von Russen gekommen ist. Aber leider, und wir wissen bis heute nicht genau warum, hat man uns geschnappt. Und die Gestapo ist gekommen und diese wirklich große Aktion war auch das Ende von unserer Organisation. Die haben uns geschnappt und ich wurde reingeführt in ein Gefängnis in Krakau, Montelupich, eines von den schlimmsten Gefängnissen damals, dort war ich eine Woche. Man hat mir verschiedene Torturen angetan und ich sollte sagen, für wen ich gearbeitet habe, wer mich geschickt hat, aber ich habe nichts gesagt, habe nur sehr viele Schläge bekommen. War sehr schwer, weil der Deutsche ein Boxer war. Und nach einer Woche davon haben die mich reingeworfen in eine Zelle und das war eine Todeszelle, aus der ist man nur tot rausgegangen. Und dorthin sind auch zwei Leiter von meiner Bewegung gekommen. Und ich war sehr hungrig. War so hungrig. Wir haben 150 Gramm Brot pro Tag bekommen und ein bisschen schwarzes Wasser. Und ich war sehr, sehr hungrig. Einer unserer Anführer hat gesagt, wir sollen sitzen in einem Kreis und wir haben daran gedacht, wie es einmal war vor dem Krieg: unsere verschiedenen Aufgaben, nach Israel, nach Palästina gehen, und er hat uns gelehrt, auch in den schwersten Zeiten kann man ein Mensch bleiben. Nach einem Monat in dieser Zelle mit allen möglichen Menschen zusammen hat man uns gerufen zum Chef vom Gefängnis und die haben uns geschickt nach Auschwitz.

Seine damalige Freundin, die er sehr liebte, wurde am 19. März 1943 in Montelupich erschossen.

In Auschwitz war jede Stunde schwerer

Wir sind nach Auschwitz gekommen und ich war sehr schwach. Nach einem solchen Monat im Gefängnis! Mit 150 Gramm Brot am Tag! Ich war kein großer Held! Auschwitz war eine Fabrik des Todes.

Nach ungefähr drei Wochen in Auschwitz wurde Poldek sehr krank. Im Spital des Lagers durfte man nur zwei Wochen bleiben, doch nach 13 Tagen ging es ihm noch immer nicht besser.

Ich hatte 40 Grad Fieber und dann kam ein SS-Mann und hat auf meiner Krankenakte vermerkt, dass ich ins *Krematorium* musste, um dort zu verbrennen. Und mir war so

wichtig, zu erzählen, dass da diese Gruppe war; ich glaubte, ich wäre der letzte der ganzen Gruppe, die gekämpft hat. Und keiner würde je wissen, dass da überhaupt Juden waren, die gekämpft haben. Also das war mir sehr wichtig. Und da war im Spital ein Mann, älter als ich. Er hat sich sehr schön der Kranken angenommen, also habe ich geglaubt, ich kann ihm etwas erzählen. Ich hab ihn gebeten, er soll mitkommen, weil ich ihm jetzt was erzählen will. Als wir dort angekommen sind, habe ich angefangen zu erzählen. Er war in derselben Organisation wie ich, er war nur zehn Jahre älter wie ich und er war in Auschwitz, weil er versucht hat zu gehen von Jugoslawien nach Palästina. Und er hat gekannt die anderen Leute. Ich war der Jüngste in der Organisation. Aber wer die anderen waren, hat er gewusst. Er hat auch gewusst, was soll man machen, er war schon paar Jahre im Lager. Im Lager gab es auch Untergrundarbeit und er war Mitglied im Untergrund, hat er erzählt, und er hat gesagt, ich soll zu einem anderen Platz in meinem Zimmer und hat so getan, als wären neue Leute angekommen, so bin ich im Spital geblieben.

Poldek lernte von diesem Mann, wie man sich verhalten musste, um zu überleben. Er erfuhr, dass es im Lager auch eine Untergrundorganisation gab, der er beitrug.

In Auschwitz war jede Stunde schwerer. Aber ich war in der Untergrundarbeit und dort hat man sich geholfen; wenn ich nach etwas mehr Essen gefragt habe, bekam ich was von meinen Freunden. In verschiedenen Plätzen waren Kameraden und man hat sich geholfen. Hattest du noch eine Suppe mehr heute, ein Stückchen Brot mehr, hast du schon überlebt.



Im Gespräch
Foto: Christian Oberlander

Die Tür war offen und wir waren frei

Am 18. Januar begann der Todesmarsch. Ich habe mit meinen Kameraden gesprochen, dass wir weglaufen werden. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon 22 Monate in Auschwitz, das war sehr viel; normalerweise kann man in Auschwitz nur drei bis vier Monate überleben. Nur wenn man ganz spezielles Glück hat. So wie ich, weil ich den älteren Häftling getroffen habe, der mir geholfen hat; also ich hatte viel Glück. Ich hatte mein ganzes Leben eine gute Beziehung zu diesen Leuten, solange sie gelebt haben.

Aber wir waren sehr, sehr müde. Wir sind 60 Kilometer in zwei Tagen gegangen und wir wollten am selben Tag noch weglaufen. Wir sind nach *Gleiwitz* gekommen. Das Lager war voll von Häftlingen von anderen Lagern. Also ging ich zu einer Pritsche, wo Menschen lagen und habe gesagt: „Rutsche ein bisschen.“ Und der Mann, der auf der Pritsche liegt, sagt: „Wer bist du?“ Und ich meine: „Ich bin so müde, ich will mich hinlegen.“ Und er gibt mir eine Taschenlampe. Und ich erkenne ihn, das war mein Bruder. Ich habe ihn zwei Jahre nicht gesehen, er war im Lager von *Plaszow*. Aber er wollte nicht weglaufen.

Poldek und seine Freunde versteckten sich im oberen Stockwerk der Baracke. Suchtrupps, die entflohenen Häftlingen nachspürten, sahen beim Verlassen des Lagers auch unter den Betten nach. Doch sie hatten nicht viel Zeit und konnten sich also nicht gründlich umsehen. Die entflohenen Männer blieben, wo sie waren.

Wie lange kann man so liegen? Es ist Januar in Polen, es ist kalt. Wir liegen so ohne Bewegung, schon fast zehn Stunden, also müssen wir runtergehen, weil wir nicht weiter dort bleiben können. Und das Lager war leer, die Türe war offen und wir sind frei. Wir sind frei!

Sie schafften es, in tiefster Nacht bis zu einem kleinen Dorf zu fliehen, und als sich endlich eine der vielen Türen, an die sie geklopft hatten, öffnete, gaben sie sich als Polen aus und wurden eingelassen. Sie blieben eine ganze Woche bei dem Mädchen, das ihnen geöffnet hatte, und als die Russen kamen, waren sie frei.

Der schwerste Tag in meinem Leben

Ich bin nach Krakau heimgekommen am 2. Februar 1945, das war genau zwei Wochen, nachdem ich geflohen bin. Und der schwerste Tag in meinem Leben, das war dieser Tag. Ich bin in die Stadt gekommen, in der ich geboren wurde, wo ich fast in jedem Haus Freunde hatte, eine Stadt, in der ziemlich viele Juden gelebt hatten.

Und ich kenne sie nicht mehr. Die Stadt ist leer von Juden. Ich habe keine Familie mehr, habe viele Kameraden verloren, viele Freunde. Es waren vielleicht 600 Juden, die

noch in Krakau waren, als ich wiederkam. Damals habe ich gesagt, ich muss dort raus, ich kann so nicht leben.

In Auschwitz lebst du von einer Stunde zur zweiten. Aber es war der erste Tag und du bist frei. Deine Stadt. Und du siehst, wie schrecklich die Lage ist. Dass du alleine bist.



Der Interviewte zeigt ein Porträt aus seiner Jugendzeit.
Foto: Christian Oberlander

Wir beschmierten die Brote mit Arsen

Poldek wollte nicht in Polen bleiben, weil es dort immer noch Judenhass gab. Also reiste er über Rumänien nach Italien und schließlich nach Israel. Er trat der Rächergruppe Nakam bei. Diese wollte Rache nehmen an den Deutschen für die Verbrechen, die sie den Juden angetan hatten. Er ging ein paar Monate später mit Anhängern dieser Untergrundgruppe nach Nürnberg, sie schlichen sich in eine Bäckerei, die ein nahegelegenes SS-Lager belieferte, und beschmierten nachts die Brote mit Arsen, um die dort lebenden SS-Täter zu vergiften. Das Arsen war jedoch von anderen Mitgliedern Nakams, die die Aktion verhindern wollten, bereits so sehr verdünnt worden, dass sich niemand an den bereits bestrichenen Broten vergiftete.

Heute distanziert sich Poldek allerdings von diesen Racheakten. Er hält es für besser, Jugendlichen von seinem Schicksal zu erzählen, und sie an die Untaten ihrer Vorfahren zu erinnern. Zu diesem Zweck ist er auch einige Male nach Deutschland gereist.

Die Jahre von 15 bis 20, das sind die schönsten Jahre, die ein Mann hat. Und ich habe damals einen großen Hass gehabt auf Deutschland. Aber heute will ich nicht mehr hassen. Ich mache alles und ich spreche mit jungen Leuten, und es ist nicht wichtig, ob es Deutsche oder Araber oder Russen sind. Weil ich nicht glaube, dass man die Welt zum Hassen erziehen kann. Man kann die Welt erziehen zur Liebe. Man soll seinen Nächsten nicht hassen oder töten.

Der Traum wird real

Als er in Israel angelangt war, trat er zusammen mit seiner Frau Aviva der Organisation Bricha bei, die Juden half, nach Israel zu gelangen.

Als der Staat Israel gegründet wurde, 1948, das war der schönste Tag in meinem Leben. Wenn einer träumt, und der Traum ist plötzlich real, das ist – ich habe mein ganzes Leben davon geträumt, dass Israel einmal der Staat der Juden sein wird.

Zum Abschied sagte er uns: Ich will euch ein schönes Leben wünschen. Das ist mir die wichtigste Sache. Damit ihr ein schönes Leben habt und das machen könnt, was ihr wollt. Mit eurem Leben soll nichts Schlimmes passieren. Und seid euch gegenseitig eine Hilfe, das ist wichtig. Ich habe Glück gehabt im Leben. Glück. ▀

Protokoll: Magdalena Freckmann, Cathy Hu, Annika Schmidt

Lea Jacobstamm: Wir hatten großes Glück

Lea Jacobstamm wurde 1924 in Trier an der Mosel geboren. Sie entstammt dem jüdischen Bildungs- und Großbürgertum. Die ersten vier Schuljahre ging sie auf eine Privatschule zur Vorbereitung auf das Mädchenlyzeum. Aufgrund des dort schon verbreiteten Antisemitismus schickte ihr Vater sie jedoch auf die jüdische Volksschule. Im Januar 1936 wanderte sie mit ihrer Familie nach Palästina aus. 1943 heiratete sie einen Berliner Hilfspolizisten und gründete mit ihm eine Familie. Sie arbeitete als Röntgenassistentin und reiste später häufig nach Deutschland.

Ich mache nicht „Heil Hitler!“

Ich hatte eine sehr glückliche Kindheit, zusammen mit meinem Bruder. Wir wohnten in Trier in einem großen Haus. Mein Vater hatte dort seine Praxis, meine Mutter arbeitete als Augenärztin. Ich habe von dem Antisemitismus so gut wie nichts mitgekriegt. Nur ein einziges Mal, da gab es so eine Parade, da kamen sie mit Orchester und in Uniformen und der BDM und dann kamen sie mit Fahnen und alle machten: „Heil Hitler!“ Da habe ich gesagt: „Ich bin im *Habonim*, ich denke nicht daran, ich werde doch nicht ‚Heil Hitler!‘ machen. Das kommt überhaupt nicht in Frage.“ Und plötzlich bekam ich eine Ohrfeige, dass ich alle fünf Finger im Gesicht gesehen habe, ich drehe mich um, steht hinter mir ein Riesen-SS-Mann. „Warum hast du nicht den Hitlergruß gemacht?“ Ich habe ihm keine Antwort gegeben, habe die Beine in die Hand genommen und bin davongelaufen. Da war ich zehn, jedenfalls war ich schon in der Jugendbewegung. Also, ich werde doch nicht „Heil Hitler!“ machen.

Im Habonim erfuhr Lea Jacobstamm, wie die jüdischen Pioniere in Palästina lebten.



Lea Jacobstamm
Foto: Christian Oberlander

Man hat uns einen Propagandafilm von Palästina gezeigt. Diesen Film werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Wie wir die Kibbuzim und die Dörfer gesehen haben und wie sie die Straßen bauen und wie es hier damals ausgesehen hat. Tel Aviv war noch verhältnismäßig jung, das ist erst 1909 entstanden. Und natürlich Jaffa und Jerusalem. Wir waren alle begeistert.

Meine Eltern haben „Mein Kampf“ gelesen

Meine Eltern haben zusammen studiert, sie haben zusammen das Buch von Theodor Herzl gelesen, aber sie haben auch das Hitler-Buch gelesen, „Mein Kampf“. Und daraus hat mein Vater entnommen, dass es für die Juden besser ist, Deutschland zu verlassen. Deshalb hat er alles dafür

vorbereitet. Im Januar 1936 haben wir Deutschland verlassen und am 3. Februar sind wir mit dem Schiff in Haifa angekommen. Ich war natürlich sehr glücklich: Ich komme nach Palästina, was werde ich jetzt alles erleben, was werde ich jetzt alles sehen? Ich hatte großes Glück, noch aus Deutschland rauszukommen. Vor allen Dingen, dass ich mit meiner ganzen Familie herkommen konnte. Denn die Leute, die hier im Altenheim sind, sind keineswegs alle mit ihrer ganzen Familie gekommen. Sie mussten ihre Eltern in Deutschland zurücklassen. Nur bei manchen sind die Eltern dann noch nachgekommen.



Ein Jugendporträt aus Lea Jacobstamms Fotoalbum
Foto: privat

„Jemand Neues“ in Palästina

Die Reise dauerte damals fünf Tage. Ich war fürchterlich seekrank und ich lernte dort ein Mädchen kennen, die genauso seekrank war wie ich, und unsere Mütter packten uns auf dem Deck in Liegestühle mit Decken. Auf dem Schiff war eine Gruppe *Jugend-Alijah*. Die haben sich zu uns gesetzt und versucht, uns zu trösten; und am letzten Abend, das werde ich nicht vergessen, haben wir alle zusammen *Horo* getanzt, das haben wir im Nu gelernt. Das *Horo*-Tanzen, das ist ganz schön, wenn man Kind ist, dann kann man das wunderbar, nur wenn man älter wird, dann tun einem die Beine nach einer Weile weh, da geht es nicht mehr. Denn da wird nur gesprungen und getanzt; und den Kapitän haben wir geholt und den Ersten Offizier, der musste mitmachen und das war wunderbar. Die Reise auf dem Schiff war herrlich, da war ich ganz begeistert, die Reise auf dem Schiff war wunderbar. Nur dass ich seekrank wurde, das war schrecklich.

Einmal in Palästina angekommen, ließ sich die Familie in Tiberias am See Genezareth im arabischen Viertel nieder.

Mein Vater sagte: „Ich bin zwar Zionist, aber Straßen bauen oder landwirtschaftlich arbeiten kann ich nicht, ich kann nur als Arzt arbeiten.“ Er hat dann gleich ein Röntgeninstitut über Freunde gekauft. Für die Araber war er, der *Hakim*, ein sehr wichtiger Mann. Bei den Unruhen 1936 haben sie dafür gesorgt, dass uns nichts passiert.

Als sie in Palästina in die Schule kam, konnte Lea Jacobstamm noch kein Hebräisch.

Und dann kamen die Kinder aus den Klassen, da haben sie mich gesehen: „Ah, jemand Neues.“ Und dann habe ich gesagt: „*Aniloia da at ivrit*“, das heißt: „Ich kann kein Hebräisch.“ Darauf fingen sie prompt an, Jiddisch und Englisch mit mir zu sprechen. Und der Klassenlehrer hat nachher zu den Kindern gesagt: „Wenn Ihr mit der Lea nicht Hebräisch spricht, wird sie es nie lernen.“ Aber sie haben sich das natürlich nicht nehmen lassen und haben weiter Jiddisch und Englisch mit mir gesprochen.

Nach dem Beenden der Volksschule besuchte sie im Süden eine landwirtschaftliche Schule in einem Kibbuz.

Das Ehepaar meinte nur: „Was wird man mir schon machen?“

Als ich mit 19 Jahren meinen Mann kennengelernt habe, da hat er mir erzählt, dass seine Mutter und sein jüngerer Bruder 1942 nicht mehr aus Deutschland rausgekommen sind. Sie wurden nach Warschau geschickt, ins Ghetto. Der letzte Brief von seiner Mutter kam von dort. Wir sind später einmal nach Jerusalem gefahren, nach Yad Vashem, und dort gab es Listen von den Leuten, die in den Lagern waren. Da haben wir erfahren, dass sie in Treblinka umgekommen sind. Sowohl seine Mutter wie auch sein kleiner Bruder. Warum und wieso sie nicht mehr rausgekommen sind, ist uns nicht klar, keiner von uns beiden hat das je richtig verstanden. Bereits während des Krieges habe ich von den Konzentrationslagern gehört. Ich wollte das nicht glauben. Ich habe gesagt: „Wie ist so etwas möglich, das gibt es doch gar nicht.“ Nachher habe ich die Bilder gesehen, es war schrecklich, ich war sehr geschockt. Aber Tatsache ist Tatsache, was gewesen ist, ist gewesen. Später erfuhren wir dann noch, was mit meinem Großvater väterlicherseits geschehen ist. Großvater Steinberg hat uns im April 1936 besucht und meine Eltern und mein Bruder haben sich den Mund fusselig geredet: „Bleib hier, bleib hier, fahr nicht wieder zurück, bleib hier!“ Er sagte, nein, er hat in Köln seinen Skatklub und seine Freunde und er hat dort ein gutes Zuhause und er will nicht hierbleiben, unter keinen Umständen. Er meinte nur: „Was wird man mir schon machen, ich bin ein alter Mann,

was macht man mir, was soll man mit mir schon machen, gar nichts. Gar nichts tut man mir.“ 1942 hat man ihn in ein Lager verschleppt und dann nach Theresienstadt. Und in Theresienstadt war er eine Woche und dann ist er dort im Bett gestorben. Er ist nicht gequält worden, sondern er ist eines natürlichen Todes gestorben. Wenigstens das.

Leben möchte ich dort nicht

Lea Jacobstamm war nach dem Krieg noch einige Male zu Besuch in Deutschland, das letzte Mal nach der Wiedervereinigung.

1990 war ich noch ein letztes Mal in Trier. Es gibt viele, die wieder ausgewandert sind nach Deutschland, aber wir wollten nicht zurück. Deutschland ist ein wunderschönes Land, Gott, ist das schön, der Schwarzwald ist so was von herrlich, ein herrliches Land. Wir waren jedes Mal schwer begeistert und die Leute waren so nett zu uns. Ich bin sehr gerne dort zu Besuch, aber leben möchte ich dort nicht. ▲



Lea Jacobstamm mit dem Schülerteam
Foto: Christian Oberlander

Protokoll: Sandra Lörentz, Rafael Schütz, Leonie Weißweiler

Das Ehepaar Schütz: Warum erinnern?

Gabriel Schütz wurde 1924 in Breslau im heutigen Polen geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Deutschland, war jedoch 1938 gezwungen, mit seiner Familie Deutschland zu verlassen, und kam schließlich nach Israel, wo er 1947 seine spätere Frau kennenlernte. Sie, geboren 1930 in Frankfurt am Main, kam bereits als Neunjährige nach Israel. Nach ihrem Schulabschluss arbeitet sie als Schneiderin. Sie heirateten und bekamen zwei Kinder. Heute leben die Kinder und Enkelkinder wieder in Deutschland in Heidelberg, das Ehepaar Schütz in Tel Aviv.

Die Kindheit in Deutschland

Meine Kindheit habe ich in Deutschland verbracht. Trotz der hohen Gefahr, die von den Nationalsozialisten, aufgrund unseres jüdischen Glaubens, ausging, pflegte meine Familie eine sehr enge Freundschaft zu einer nationalsozialistisch geprägten Familie. Das Oberhaupt dieser Familie, der Vater, war ein NS-Offizier in einer hohen Position. Die Kinder waren, so wie es zur damaligen Zeit üblich war, Mitglieder der HJ. Das alles hat unsere Familien aber nicht davon abgehalten, uns gegenseitig zu helfen und zu unterstützen.

1938 waren wir jedoch gezwungen, aufgrund der wachsenden Gefahr für die deutschen Juden Deutschland zu verlassen. Nach unserer misslungenen Flucht nach Polen kamen meine Familie und ich über Umwege nach Israel. Hier habe ich in 1947 meine Frau, die 1930 in Frankfurt

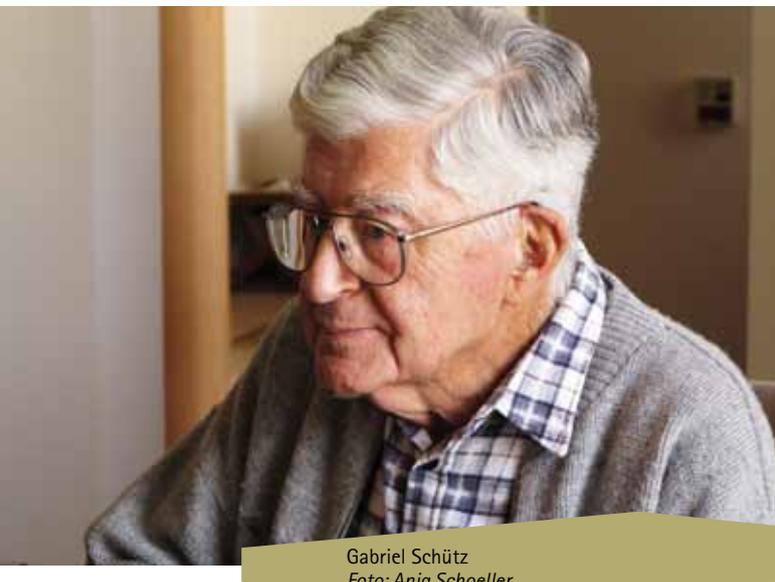


Frau Schütz im Gespräch
Foto: Anja Schoeller

am Main geboren ist, zum ersten Mal gesehen. Die Kindheit meiner Frau verlief meiner ähnlich, jedoch mit dem Unterschied, dass ihre mehr von negativen Ereignissen durch den Nationalsozialismus geprägt war.

Meine Frau kam mit neun Jahren nach Israel und begann den Besuch einer Volksschule. Nach ihrem Abschluss hat sie als Schneiderin gearbeitet. Nachdem wir geheiratet haben, habe ich bei den ersten Aufbauarbeiten unseres Staates Israel mitgeholfen, während meine Frau zu Hause blieb und mit der Erziehung unserer beiden Kinder beschäftigt war. Sie hat

später eine Arbeitsstelle in der Bibliothek in Tel Aviv angenommen und hat dort bis zu ihrem 65. Lebensjahr gearbeitet.



Gabriel Schütz
Foto: Anja Schoeller

Ich habe Tagebücher geschrieben, damit meine Enkel Bescheid wissen

Gerade weil ihre Kinder und Enkelkinder wieder in Deutschland leben und Familie Schütz auch des Öfteren in Deutschland zu Besuch ist, ist es ihnen umso wichtiger, dass das Geschehene weiter erzählt wird.

Während meines ganzen Lebens habe ich Tagebücher geschrieben, in denen ich alles niederschrieb, was ich erlebt hatte. Meine Frau und ich denken, dass es sehr wichtig ist,

sich zu erinnern und nicht zu vergessen. Wir alle wissen, was damals passiert ist, aber es gibt einen anderen Grund, warum ich diese Tagebücher geschrieben habe, und zwar, damit unsere Enkelkinder darüber Bescheid wissen, was uns und unseren Familien damals passiert ist. Das ist nämlich eine Zeit, die man nicht vergessen soll. Auch wenn es viele Menschen gibt, die sagen: „Das interessiert uns nicht“ und „dagegen ist nichts zu tun“, interessiert es uns aber sehr. Es ist wichtig, dass man über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust nachdenkt.

Die Erinnerung hängt nicht von einem Ort ab

Wenn wir heutzutage in der Zeitung lesen, wieviel Geld nötig ist, um Auschwitz zu restaurieren, dann denke ich, dass das gar nicht so wichtig ist, weil wer das erlebt hat, der braucht keine Erinnerung, und wenn jemand sich dafür interessiert und nach Auschwitz geht und sieht, wie es heute dort aussieht, der braucht auch keine Restauration, denn der möchte es so erleben, wie es war.

Warum wir uns erinnern sollten, hängt nicht von einem Ort ab und ob er restauriert ist oder nicht, denn wir gehen öfter zu Denkmälern und Gedenkstätten, ohne ihre Bedeutung zu kennen und ohne über ihre Schönheit nachzudenken. Wer sich also dafür interessiert, der achtet nicht auf das Äußerliche, sondern findet einen Weg, sich tiefer mit dem Gegenstand zu befassen und es zu verstehen. Das Wichtigste ist aber, dass er sich die Mühe macht, das nicht zu vergessen. ▀

Protokoll: Elisabeth Popov, Bianca Roth

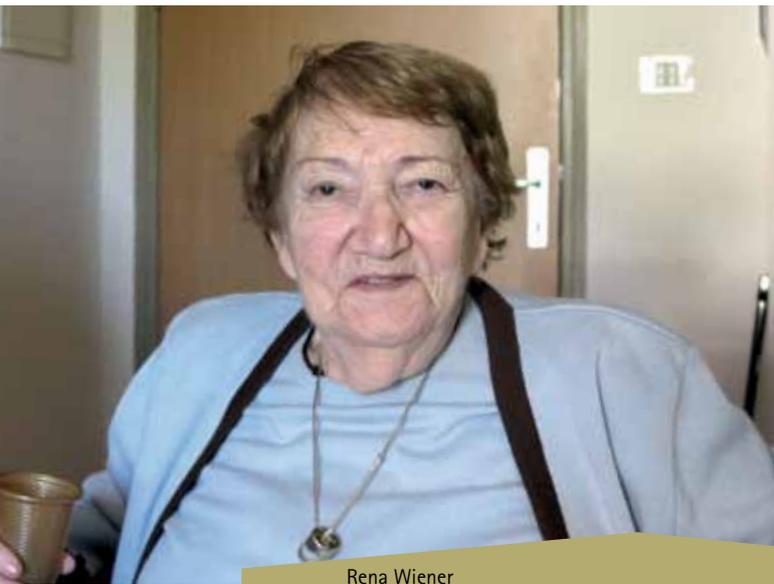
Rena Wiener: Ein Brot war eine Million wert

Bereits als Jugendliche verlor Rena Wiener Vater und Mutter. Nach dem Krieg fand sie das Krematorium, in dem ihre Mutter verbrannt worden war. Rena hatte einen Bruder und zwei Schwestern. Ihr Bruder kam auf dem langen Weg von Salzburg nach Theresienstadt ums Leben und ihre große Schwester starb mit 23 Jahren im Ghetto an Tuberkulose. Ihre andere Schwester war gegen Ende des Krieges die einzige Familienangehörige, die Rena noch hatte. Aus dem Ghetto in Lodz wurde Rena nach Auschwitz deportiert, von dort musste sie nach Stutthof, ein KZ in der Nähe von Danzig (heute Gdansk). Hier musste sie in einer Fabrik Zwangsarbeit leisten, bevor sie nach Dresden verschleppt wurde, von dort später über Pirna nach Theresienstadt, wo sie in einem Krankenhaus arbeitete. Nach der Befreiung machte sie in

Salzburg eine Ausbildung zur Krankenschwester und ging anschließend nach Amerika, wo sie als Krankenschwester in einem Kloster arbeitete. Nach zwölf Jahren in Amerika zog sie nach Israel. Dort lernte sie ihren späteren Ehemann kennen. Rena Wiener ist inzwischen verstorben.

Die Männer haben sehr geschrien

Es war am 1. September 1939, daran kann ich mich genau erinnern, da ist der Krieg ausgebrochen. Wir haben kurze Zeit später bei Lodz zum ersten Mal deutsche Soldaten gesehen. Sie sind in die Wohnungen hineingekommen und die Leute wussten nicht, was sie wollten. Ich glaube, die Deutschen wussten auch nicht, was sie wollten. Sie wollten uns nur schlecht machen, das war klar. Von manchen Wohnungen haben sie Dinge gestoh-



Rena Wiener
Foto: Anja Schoeller

len, von manchen nicht, und dann haben sie auch noch ein paar Leute mitgenommen. Der eine Deutsche hat gesagt, wir sollen nach rechts gehen und ein anderer hat gesagt, wir sollen nach links gehen, also sind wir in den Keller gegangen.

Es war ein Freitag und freitagabends zündet eine verheiratete jüdische Frau zwei Kerzen für Sabbat an. Wenn man heiratet, ist es ein sehr schönes Geschenk, Leuchter zu bekommen, und das ist etwas, das jeder zu Hause hat. An diesem Abend hatten wir Angst, die Kerzen anzuzünden, weil sie uns dann gesehen hätten. Also haben wir die Kerzen nicht angezündet und die Nacht im Keller verbracht. Am nächsten Tag, einem Samstag, sind wir aufgestanden und es war ein großes Durcheinander, weil keiner gewusst hat, was er machen soll. Jeder hat nur gewusst, dass es schlecht ist. Und die Leute, die in den Straßen waren, die wurden von den Soldaten angehalten. Manche Leute haben Bärte gehabt, denen hat man den Bart abrasiert und die Männer haben dabei sehr geschrien. Die meisten Polen haben kein Wort Deutsch verstanden. Bei den Juden gab es viel mehr, die Deutsch konnten. Und dann war da dieser Balagan. Wenn ich Balagan sage, meine ich ein Durcheinander, bei dem keiner wusste, was er machen soll. Bis Mittwoch in der Nacht sind die Soldaten gekommen. Ab Freitag sind sie gegangen und sie haben die meisten Männer mitgenommen. Wir wussten nicht, wohin, und wir wussten nicht, warum. Jeder hat etwas mitgenommen und da passierten in der Hektik komische Dinge: Ich hatte z.B. einen Cousin, der hat in der Aufregung eine Glühbirne mitgenommen.

Lodz wird „judenrein“

Viele Leute sind Richtung Warschau gegangen, weil man gedacht hat, dass die Deutschen nicht dorthin kommen werden. Doch nach ein paar Tagen sind die meisten zurückgekommen, außer denen, die von den Deutschen gefangen genommen worden waren. Wir sind nach Lodz gegangen und ab September haben wir dort gelebt. Wir wohnten bei einem Onkel, der eine schöne Wohnung außerhalb des Ghettos hatte, und wir sind alle zu ihm gegangen, weil wir keine anderen Bekannten dort hatten. Damals war ich 13 Jahre alt.

Am 30. April 1940 sollte Lodz „judenrein“ sein bzw. alle jüdischen Bewohner in das Ghetto gepfercht werden. Und so geschah es dann auch. Es war schon alles vorbereitet. Man hatte den Leuten schon eine Wohnung gesucht und zum Beispiel zwei verschiedene Familien zusammen wohnen lassen. Und ich muss sagen, es war ziemlich gut organisiert. Die Deutschen können das. Sie können auch andere Sachen, aber sie haben das gut organisiert.

Was drinnen war, weiß Gott allein

Dann hat die Schule begonnen und ich bin wieder in die Schule gegangen. Wer in die Schule gegangen ist, hat eine Suppe bekommen und so etwas, es hat Kotelett geheißt. Was drinnen war, weiß Gott allein. Und dann hat man das Kotelett gestrichen und wir bekamen nur noch die Suppe. Denn das Essen war sehr knapp. Ich kann mich nicht mehr erinnern, vielleicht sage ich es nicht richtig, aber es gab 150 Gramm Brot pro Tag pro Person. Das ist sehr wenig.

Und es wurden verschiedene Fabriken gebaut. Die meisten haben für die Armee gearbeitet. Mich hat man für einige Zeit in eine Leder- und Sattlerfabrik beordert. Ich wusste damit nichts anzufangen und ich habe mich sehr bemüht, wieder in die Schule zu kommen, und ich bin dann auch wieder in die Schule gegangen. Und dann hat man uns keine Suppe mehr gegeben und man musste mit leerem Magen lernen. Der Unterricht war wie vor dem Krieg. Wir haben Polnisch und Deutsch gelernt und ich glaube auch Jiddisch, aber kein Englisch und kein Französisch. Und zwischendurch hat man ab und zu Leute aus dem Ghetto deportiert und wir wussten nicht, was mit denen passiert ist.

Da haben wir sie im Bett versteckt

Das habe ich noch gut im Kopf: 1942, so im September, mussten alle Ghettobewohner auf die Straße zum *Appell*. Wir wussten nicht, was das für uns bedeutet. Ich hatte eine Schwester, die 23 Jahre alt und tuberkulosekrank war. Sie konnte nicht hinuntergehen, weil wir wussten, dass

sie dann gleich erschossen werden würde oder Ähnliches. Da haben wir sie im Bett versteckt. Im Ghetto gab es eine jüdische Polizei und die wurde von der deutschen – der Teufel weiß, was es war – begleitet. Wir dachten uns, die jüdischen Polizisten sind bestimmt hungrig. Da legten wir ein Brot auf den Tisch. Ein ganzes Brot und das war wie eine Million. Wir dachten, vielleicht sehen sie das Brot und dann suchen sie nicht in der Wohnung. Auch wenn diese Ration verloren gegangen ist, hat es sich gelohnt, denn wir sind zurückgekommen und die Polizisten haben meine Schwester nicht gefunden. Zwei Tage später ist sie gestorben. Und ob sie das Brot genommen haben oder nicht, daran kann ich mich nicht mehr erinnern.



Dieses und nächstes Bild: Rena Wiener zeigt Fotos aus ihren Alben.
Fotos: Anja Schaeffer

Das Geschrei höre ich bis heute in der Nacht

Ende August 1944 ist auf einmal ein Befehl gekommen, dass das Ghetto liquidiert wird, und wir mussten gehen. Wir wussten nicht wohin. Wir wussten nichts von Auschwitz. Manche Leute haben *Untergrund-Radio* gehört und wussten davon. Uns wurden viele verschiedene Sachen erzählt. Wir wussten nicht, was wahr ist und was falsch. Und das muss ich unterstreichen: Alle Gespräche gingen nur um Hunger, Hunger, Hunger und noch einmal Hunger. Wir haben schrecklich unter Hunger gelitten.

Man brachte uns schließlich nach Auschwitz. Wir waren dort zunächst fünf Tage lang im *Zigeunerlager*. Das Geschrei höre ich bis heute in der Nacht. Dann hat man uns das Haar abgeschnitten, aber keine Selektion durchgeführt. Und man hat uns im Viehwagen nach *Stutt-hof* gefahren, das liegt neben Danzig. Wir mussten dort in einer Fabrik arbeiten und haben Kerngeschosse für die Armee hergestellt. Alle haben in der Fabrik gearbeitet, sogar die Kinder ab sieben Jahren. Aber dort gab es

eine Möglichkeit sich zu waschen und jeder hat ein Bett gehabt. Es war ein bisschen menschlich. Das Essen war zwar sehr knapp, aber wir waren damit zufrieden.

Nicht begraben, sondern „kremiert“

Apropos, als die Deutschen gehört haben, dass der Krieg zu Ende ist, da waren ungefähr noch 500 bis 700 Mädchen aus Krakau in *Stutt-hof*, die hat man alle im baltischen Meer ertränkt. Zu dieser Zeit war ich schon nicht mehr dort.

Im Jahr 1945 waren wir in Dresden. Dort ist meine Mutter gestorben. Ich war damals 18 Jahre alt und meine Mutter erst 46 Jahre. Ich glaube, sie hatte eine Grippe. Genau weiß ich nicht, was es war, aber sie ist gestorben. Man hat ihre Leiche weggenommen und ich wusste nicht, wo und ob sie begraben ist. Erst nach dem Krieg habe ich herausgefunden, dass meine Mutter kremiert wurde. Nicht begraben, sondern kremiert. Es gibt in Dresden ein Krematorium, ich habe das Bild, da steht der Name „*Rachela Razinger – 46 Jahre*“ geschrieben.

Wie ihr wisst, war in Dresden ein großes Bombardement. Ich glaube, eines der größten, und das haben die Engländer und Amerikaner gemacht. Und es sind viele Deutsche umgekommen. Wir, 480 Juden, haben alle überlebt. Keinem ist etwas geschehen. Wieso das passiert ist, kann ich nicht sagen.

Dann mussten wir über *Pirna* 16 Tage lang, schlecht ausgestattet, nach *Theresienstadt* laufen. Und dort gab es sehr viele Typhuskranke. In den Spitälern lagen russische Gefangene und auch verschiedene andere Menschen. Meine Schwester und ich arbeiteten dort und wurden zum Glück nicht krank. Warum, das weiß nur Gott.



Ich träume polnisch

Meine Schwester war damals die einzige Familie, die ich noch hatte. Über meinen Bruder habe ich nur von einem Cousin nach dem Krieg gehört: „Er konnte nicht gehen. Er war schwach. Er hat sich hingesetzt und er hat gute Schuhe gehabt, da hat man ihm die Schuhe abgenommen.“ Weder von meiner anderen Schwester noch von meiner Mutter habe ich ein Bild. Für mich war meine Heimat Polen. Ich werde Ihnen etwas sagen: Ich träume polnisch. Und Polnisch kann ich sehr gut. Auch schreiben. Die anderen Sprachen sind Fremdsprachen für mich

und ihr seht, wie ich deutsch spreche. Englisch kann ich vielleicht besser als Deutsch. Aber am schlimmsten ist es mit Hebräisch, weil das ein ganz anderes ABC hat, und das habe ich nicht als Kind gelernt.

Es gibt nur eine Sache, die mir wichtig ist: Dass so etwas nie wieder passieren soll! So etwas soll nie wieder passieren! Man kann sich nicht vorstellen, was wir erlitten haben. Dass Leute anderen Leuten so etwas antun können!

Hier in Israel bin ich sehr glücklich. ▲

Protokoll: Fiona Danner, Franziska Schwendner

Lya Dagan: Ich bin ganz allein nach Israel gekommen

Lya Dagan wurde 1926 in Wien geboren. Mit zwölf Jahren kam sie mit einer Kinder- und Jugend-Alija nach Palästina, ohne ihre Eltern oder ihren Bruder. Dort lebte sie vier Jahre in einem Kinderheim. Sie arbeitete in verschiedenen Tätigkeiten und bezahlte mit dem ersparten Einkommen den Besuch eines Lehrerseminars. Sie brachte es schließlich bis zur stellvertretenden Schuldirektorin. Bis 1942 erhielt sie noch Briefe von ihren Eltern, ihr Bruder kam später auch nach Israel. Lya Dagan hat ihre Eltern nie wiedergesehen. Sie lebt heute in einem Altenheim in Tel Aviv; über ihre Freunde im Pinchas Rosen Parents' Home kam sie zu unserem Interviewprojekt, an dem sie sich beteiligen wollte.

„Die Lya kann doch gar nichts dafür, dass sie Jüdin ist.“ Ich bin 1926 in Wien geboren. Wir haben dort in der Mariahilferstraße gewohnt, das ist eine bekannte Straße.

Als ich noch in einer christlichen allgemeinen Schule war, gab es einige Mädchen, die nett zu mir waren und gesagt haben: „Die Lya kann doch gar nichts dafür, dass sie Jüdin ist.“ Aber die meisten Kinder waren anderer Meinung und haben mich nicht gemocht, weil ich Jüdin war. In meiner Klasse waren außer mir nur noch zwei oder drei andere jüdische Kinder.

Die Nazis sind sehr rasch gekommen. Ich weiß noch, wie mein Vater die Rücktrittsrede von Bundeskanzler Schuschnigg gehört hat, in der er sagte: „Meine Herren, ich bin bereit. Gott schütze Österreich.“ Dann haben die Offiziellen angefangen, die *Kruckenkreuze* an ihren Uniformen durch Hakenkreuze zu ersetzen.

Ich wollte nur nach Israel

Man hat sich damals sehr bemüht, jüdische Kinder aus Deutschland und Österreich wegzuschicken. Eine frühere



Lya Dagan
Foto: Anja Schoeller

Lehrerin von mir ist 1937 nach England ausgewandert und sie wollte unbedingt, dass ich mitkomme. Aber meine Mutter wollte das nicht, weil sie Angst hatte, man würde mich dann adoptieren. Meine Lehrerin meinte, das würde nicht passieren. Sie erzählte mir, dass ich bei ihr in London Klavier spielen lernen würde, und hat mir viel von England berichtet. Aber das hat mich nicht überzeugt, ich wollte nach Israel. Ich wollte nur nach Israel.

Allein nach Israel

Als zwölfjähriges Mädchen bin ich von zu Hause weg, das war ein Jahr vor dem Krieg. Ich hatte noch einen Bruder, der war zwei Jahre älter als ich, aber er konnte nicht mit mir mitkommen. Also bin ich allein, ohne Eltern oder andere Verwandte, mit 50 anderen Kindern ins Land gekommen. Wir kamen alle aus Österreich, die meisten aus Wien. Ich kannte keinen der anderen vorher richtig,

wir waren aber zusammen in einer Art Vorbereitungslager. Das Vorbereitungslager war in Wien, aber es wurden nicht alle mitgenommen. Man hat ausgesucht, wen man mitnimmt; warum man uns ausgewählt hat und nicht einfach alle Kinder mitgenommen hat, das weiß ich nicht.

Wir sind einen Tag mit der Eisenbahn gefahren und dann sieben Tage mit dem Schiff. In Palästina wurden wir dann in ein Kinderheim in der Nähe von Haifa gebracht und ich war dort ungefähr vier, fünf Jahre lang. Wir sollten sofort aufhören, deutsch zu sprechen, um uns an die neue Sprache zu gewöhnen. Wir haben das zwar nicht unbedingt gemacht, aber die Betreuer haben viel hebräisch mit uns geredet und so haben wir die Sprache gelernt. Ich war mit einigen anderen Kindern auf einem Zimmer, aber ich war nicht daran interessiert, bei anderen Kindern zu sein, ich wollte bei meinen Eltern sein.

Die Eltern bleiben zurück

Meine Eltern haben mir noch bis 1942 Briefe geschrieben und gesagt, dass sie nachkommen würden, aber danach nicht mehr. Sie wurden in Wien in ein *Judenhaus* umgesiedelt. Die Fluchthelfer haben von allen Familien zuerst die Kinder verschickt, aber sie sind dann nicht mehr dazu gekommen, meine Eltern zu schicken. Ich selbst konnte nicht zurückschreiben. Ich bekam sogar einen Brief von Verwandten, die schrieben, meine Eltern seien sehr besorgt, weil ich nie zurückschrieb, aber es wurden keine Briefe nach Deutschland zugelassen. Die Briefe habe ich immer noch. Meine Eltern wurden verschleppt, ich habe sie nie wieder gesehen. Das war eine sehr schwere Zeit für mich, ich habe meine Eltern furchtbar vermisst. Ich habe

sie nie wieder gesehen, und ich war damals ja erst zwölf, ich war so jung.

Krieg und Frieden in Israel

Auch in Israel haben wir die Auswirkungen des Krieges mitbekommen. Zum Beispiel hatten wir in dem Kinderheim, in dem ich war, einen Bunker im Keller, in den wir bei Luftangriffen gehen mussten. Später bin ich weg von dort und habe als Haushälterin gearbeitet, damit ich Geld sparen konnte, um bei einem Lehrerseminar mitzumachen. Ich hatte ja niemanden, der mir das zahlen konnte. Ich gab Unterricht in Hauswirtschaft und wurde schließlich stellvertretende Schuldirektorin. Ich wohnte lange Zeit in Haifa. Meinen Mann habe ich beim Militär kennengelernt. Ich war ja auch im Militär, als Funkerin. Mein Mann wurde in der Bukowina geboren, er ist nach dem Krieg illegal nach Israel gekommen. Mein Bruder war sehr lange in einem Kibbuz, ich bin sehr oft auf Besuch gekommen, aber ich habe dort nie gewohnt. Das hätte ich auch nicht wirklich gewollt.

Mit den Söhnen in Österreich

Ich war nach dem Krieg noch einmal in Österreich. Der Bürgermeister von Wien wollte mich sogar einladen, aber ich habe gesagt: „Wenn ich komme, dann komme ich allein. Man braucht mich nicht einzuladen.“ Ich war dort mit meinen Söhnen und habe ihnen gezeigt, wo ich früher gewohnt habe, aber wir sind nicht in die Wohnung hinauf gegangen.

Aus Österreich vermisste ich vor allem die Wälder, die Seen. Und Blaubeeren. Die gibt es hier nicht. ■

Protokoll: Sandra Lörentz, Rafael Schütz, Leonie Weißweiler

Jitzchak Bronstein: Ich kann es kaum ein Leben nennen

Jitzchak Bronstein stieß als letzter Interviewpartner zu diesem Projekt. Da er im Januar 2013 noch nicht im Altenheim wohnte, konnte er an der ersten Interviewrunde nicht teilnehmen. Als ein Teil unserer Gruppe aber erneut nach Ramat Gan reiste, erfuhren wir von ihm, dass auch er sich gerne an diesem Erinnerungsprojekt beteiligen wollte. Dieses Interview wurde deshalb im Juli 2014 per Mail geführt.

Ich wurde am 11. Februar 1928 in Isky in der damaligen Tschechoslowakei, heute Ukraine, geboren. Meine Kindheit verlief glücklich und friedlich, bis ich mein elftes Lebensjahr erreicht hatte. Mit Beginn des Zweiten Welt-

krieges wurde ich mit Verfolgung und Ausgrenzung konfrontiert, aufgrund meines jüdischen Glaubens wurde ich mit 18 Jahren 1944 schließlich in das Konzentrationslager *Mauthausen* in Österreich deportiert. Von dort aus kam ich später in das in der Nähe gelegene *KZ Gusen*.

Der Alltag im KZ bestand aus schwerster körperlicher Arbeit: Zwölf Stunden täglich musste ich in Erd- und Steinwerken schuften. Es mangelte zudem an Essen, Medizin und Kleidung. Nach einigen Wochen unter diesen Bedingungen verlor ich die Hoffnung auf eine Zukunft. Es war die schwerste Zeit in meinem Leben. Man kann es kaum ein Leben nennen.

Als am 4. Mai 1945 die Amerikaner die Häftlinge befreiten, begab ich mich auf die Suche nach meinen

Familienangehörigen. Ich fand jedoch heraus, dass meine komplette Familie, bestehend aus meinem Vater, meiner Mutter und meinen vier Geschwistern, in Auschwitz ermordet worden war.

Nun ganz auf mich allein gestellt beschloss ich im folgenden Jahr, nach Palästina auszuwandern, wo ich auf die Gründung eines jüdischen Staates hoffte. Da die Mandatsmacht Großbritannien in Palästina zu dieser Zeit ein Einreiseverbot für Juden verhängt hatte, kam ich über Ungarn, Österreich und Italien illegal in das Land. Trotz meiner Vergangenheit und der Tatsache, dass ich keine normale Jugend hatte, gelang es mir, ein neues Leben in Israel zu beginnen. Ich habe geheiratet und zwei Kinder und vier Enkelkinder bekommen.

Obwohl ich so viel Schreckliches durchleben musste, hege ich heute keinen Hass gegenüber den Deutschen. Sollte ich jedoch heute auf einen Nazi treffen, würde ich ihn fragen: „Was habe ich euch Schlechtes getan, dass ihr uns Juden vernichten wollt?“

Bis heute leide ich auch körperlich unter den Folgen der Verfolgung und Verschleppung in die Konzentrationslager, doch ich versuche trotz allem, die letzten Jahre meines Lebens im Altersheim zu genießen. Vergessen aber will ich die Ereignisse nicht: Man sollte sich an die Geschehnisse des Holocaust erinnern, damit die schlechten Zeiten nie wiederkommen. ▲

Protokoll: Bengisu Karabacak, Elisabeth Popov

Hanna Avrutzky: Es ging nur ums Überleben!

Hanna Avrutzky (geb. Mandelberger) kam 1931 in Warschau als Tochter eines wohlhabenden Lederwarenhändlers und seiner hoch angesehenen Frau zur Welt. Sie war das älteste Kind und eines der wenigen Familienmitglieder, das den Holocaust und den Krieg überlebte. Aufgrund des Kriegsausbruchs konnte sie nur die erste Klasse vollenden, kam aber kurze Zeit später nach dem Aufstand im Warschauer Ghetto in das Kloster St. Ursula, wo sie ihre Schulausbildung abschloss. Schon in sehr jungem Alter beschloss sie, sich nach dem Krieg einer jüdischen Organisation anzuschließen, die ihr die Auswanderung nach Palästina ermöglichen sollte. Nach einem langen Fußmarsch über Tschechien bis nach München befand sie sich mehrere Monate auf dem Schiff „Exodus“, mit dem sie vergeblich versuchte, in Frankreich und Spanien Schutz zu finden. Letztendlich kam sie jedoch in ein Internierungslager in Hamburg. Durch eine andere Organisation gelang ihr einige Zeit später die Einreise nach Palästina. Heute lebt sie mit ihrem Mann in Israel, von wo aus sie die ganze Welt an ihrem Schicksal teilhaben lassen möchte.

Er kam als gebrochener Mann zurück

Ich wurde 1931 in Warschau als älteste Tochter eines Lederwarenhändlers geboren. Meine Familie war wohlhabend und meine Mutter hatte mehrere Hausangestellte. Den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erlebte ich mit sieben Jahren. Ich kann mich immer noch an den Tag erinnern, als es nach der Besetzung Polens durch Deutschland an der Tür klopfte. Meine Mutter öffnete mit meiner kleinen Schwester auf dem Arm und mir am Rockzipfel die Tür und erblickte zwei Gestapo-Männer mit riesigen



Hanna Avrutzky
Foto: Anja Schoeller

Hunden. Die Männer waren auf der Suche nach meinem Vater, der allerdings nicht zu Hause war. Diese Tatsache jedoch hielt die Gestapo-Männer nicht davon ab, unsere Wohnung zu zertrümmern, die Kissen und Sofas aufzuschlitzen und Geschirr aus Porzellan zu zerbrechen. In dieser Situation fühlte ich mich in das Märchen Rotkäppchen versetzt, denn ich hatte viel mehr Angst vor den Hunden als vor den Gestapo-Offizieren. Aus Angst versteckte ich mich hinter der Wanduhr und beobachtete, wie die Federn wie Schneeflocken auf den Boden fielen.

Beim Verlassen der zerstörten Wohnung hinterließen die Männer einen Zettel für meinen Vater, der sich so bald wie möglich bei ihnen melden sollte. Als mein Vater von der

Arbeit kam, war er unentschlossen und misstrauisch bezüglich des Treffens, ließ sich jedoch von uns überreden, doch hinzugehen. Wir waren uns sicher, dass nichts Schlimmes passieren würde, da mein Vater ein sehr hohes Ansehen in der Stadt besaß. Wir bekamen ihn die nächsten drei Tage nicht zu Gesicht und als mein Vater endlich nach Hause zurückkehrte, war er nicht mehr wiederzuerkennen. Es war ihm anzusehen, dass er gefoltert und gequält worden war. Seine Fingernägel waren ihm herausgerissen und ein Auge ausgestochen worden. Er kam als gebrochener Mann zurück und war nicht mehr in der Lage, ein Vater für mich zu sein. Die Gestapo-Männer brachten ihn in diesen drei Tagen psychisch um, sodass wir ihn von nun an umsorgen und pflegen mussten.



Nach dem Interview
Foto: Christian Oberlander

Erwischt wurde ich dabei nie

Im Warschauer Ghetto war ich schon mit zehn Jahren ein aktiver Teil des dortigen Widerstands. Mit elf Jahren schlich ich mich mit zwei Jungen täglich aus dem Ghetto, um in der Stadt nach Essen für unsere Familien zu suchen. Dabei hatte ich einen deutlichen Vorteil gegenüber den Jungen. Ich hatte mit hellen Augen und Haaren nicht das Aussehen einer Jüdin; deshalb war meine Zugehörigkeit nicht sofort feststellbar. Die beiden Jungen wären durch die Beschneidung als Juden erkennbar gewesen und hätten dadurch umgebracht werden können. Jeden Morgen kletterten wir, auf der Suche nach Essen, durch ein Loch. Dann füllten wir unsere selbst genähten Säcke mit allem, was nicht niet- und nagelfest war. Abends trafen wir uns, um das Essen auf unsere Familien aufzuteilen. Dank uns sind wir nicht verhungert. Nach einigen Tagen stieß ich auf einen Gemüsemarkt. Dort wartete ich, bis die Bauern kurz weg waren und stahl dann Obst und Gemüse.

Erwischt wurde ich dabei nie. Nur einmal lief etwas schief: Wie jedes Mal stand einer der Jungen mit mir hinter dem Loch des Zauns und der andere vor dem Loch. Durch ein leises Pfeifen des Letzteren wusste ich, dass die Luft rein war. Dann bin ich durchgeschlüpft. Als ich vom Stehlen zurückkam, versteckte ich mich hinter einem Müllberg und wartete auf das Zeichen. Jedoch hörte ich es an diesem Tag nicht. Dann sah ich zwei Gestapo-Offiziere, polnische Polizisten und Schäferhunde vorbeilaufen. Einer von den Hunden flippte aus, begann zu bellen und zog die Offiziere zum Loch. Ich beobachtete alles mit angehaltenem Atem. Plötzlich hörte ich einen der beiden Jungen schreien und dann Schüsse fallen. Der Hund beruhigte sich durch eine Belohnung, was mir das Leben rettete, und die Offiziere gingen an mir vorbei. Daraufhin nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, schlüpfte durch das Loch ins Ghetto und versteckte das Essen zu Hause. Gleich danach rannte ich zum Loch zurück und suchte vergeblich nach der Leiche des Jungen. Auch der andere Junge war unauffindbar und bis heute weiß ich nicht, was mit ihnen passiert ist.

Wir wollten ihre Leiche jedoch nicht vor das Haus werfen
Die Verhältnisse im Ghetto waren furchtbar: Krankheiten wie Typhus breiteten sich aus und kosteten Tausenden das Leben, darunter auch meiner Großmutter. Selbst meine gebildete Mutter war mit der Krankheit meiner Großmutter überfordert und fragte mich um Rat, wie man die Erkrankung geheim halten kann. Denn wenn man herausgefunden hätte, dass es einen Erkrankten gibt, wäre das Haus geräumt worden. Deshalb kümmerte sich meine Mutter um Großmutter, die wir hinter einem Schrank versteckten. Im Gegenzug versorgte ich meine kleine Schwester und meinen Vater, der durch die Folter der Gestapo angeschlagen war. Zwei Tage darauf ist schließlich meine Großmutter gestorben, wir wollten ihre Leiche jedoch nicht vor das Haus werfen, sondern mit Würde beerdigen. Das war allerdings zu dieser Zeit nicht möglich. Darum wickelten wir die Tote in eine Decke und trugen sie nach der Sperrstunde in ein zerbombtes Haus. Dort versprach ich meiner Großmutter, sie nach dem Krieg zu finden und königlich zu bestatten. 1986, nachdem sich die Lage in Russland entspannte, reiste ich mit meinem Mann nach Warschau, wo ich versuchte, meine Großmutter wiederzufinden, jedoch nicht einmal das zerbombte Haus fand.

Papst Johannes Paul II.

Nach dem Warschauer Ghetto-Aufstand floh ich mit Hilfe eines gefälschten Passes in ein Kloster namens St. Ursula. Das Kloster konnte ich übrigens nur besuchen, da ich in den von

Bekanntes gefälschte Papiere rund drei Jahre älter war. Dort wusste niemand, dass ich Jüdin war. Erst als ich 50 Jahre später zu Besuch kam und den Menschen im Kloster meine Geschichte erzählte, realisierten diese, dass ich Jüdin war.

Das Kloster, das auch gegen das Naziregime rebellierte, wurde von einem Ordensangehörigen namens Karol Józef Wojtyła geleitet, dem späteren Papst Johannes Paul II. Im Kloster sollte ich, wie für Nonnen meines Alters typisch, das Gymnasium besuchen. Das war jedoch sehr schwer für mich, da ich nur die erste Klasse besucht hatte. Der Priester, der inzwischen eine hohe Position in Krakau hatte, unterstützte mich die ganze Zeit über, stand mir immer zur Seite, half und verdeutlichte mir, wie wichtig das Studium ist.



In ihrem Fotoalbum bewahrt Hanna Avrutzky ein Bild von ihrer Begegnung mit Papst Johannes Paul II. auf.
Foto: Christian Oberlander

Das Schlimmste: Sie hatte nur noch ein Bein

Nach dem Aufstand im Warschauer Ghetto 1943, während meiner Flucht ins Kloster, verlor ich meine Mutter und meine Schwester aus den Augen. Ich wusste sehr lange Zeit nicht, was mit ihnen geschehen war. 1946 tauchte plötzlich ein Mann auf, der behauptete, er stamme von einer Organisation, die Familien nach dem Krieg wieder zusammenführt, und dass er über meine wahre Identität Bescheid wisse. Er teilte mir mit, dass meine Mutter, die überlebt hatte, mich bereits zwei Jahre lang suche und ich deshalb mit ihm kommen soll. Als ich verneinte, drohte er, meine wahre Identität dem Kloster preiszugeben. Zu diesem Zeitpunkt fühlte ich mich in das Kloster integriert und als Christin, sodass die Drohung wirkungsvoll war.

Er brachte mich zu einem Waisenhaus, in dem eine Steintreppe nach oben führte. Ich sah dort eine Gestalt stehen, von der ich sofort innerlich wusste, dass es meine Mut-

ter war. Das konnte ich aber trotzdem nicht glauben, denn ich hatte meine Mutter als schöne und beeindruckende Frau in Erinnerung. Doch die Frau, die ich sah, war alt, hatte weiße Haare, viele Falten und das Schlimmste war, dass sie nur ein Bein hatte. Die Frau rief mir zu: „Meine Hanuschka“, und versuchte loszustürmen, wobei sie völlig vergaß, dass sie nur noch ein Bein hatte. Deshalb stürzte sie die Treppe hinunter und landete vor meinen Füßen, wo sie mich anflehte, bei ihr zu bleiben. Sie erzählte mir, was mit unseren Verwandten passiert war. Darunter auch die Geschichte meines Vaters: Er wurde in Treblinka ermordet. Beim Ausstieg aus dem Zug, mit dem er in ein Lager kam, fiel er aus gesundheitlicher Schwäche auf die Rampe. Man hat ihm noch nicht einmal das Gas gegönnt, denn er wurde von einem deutschen Schäferhund tot gebissen, als er auf der Rampe lag. Meine Mutter bestand auch darauf, dass ich bleiben soll, bis wir meine kleine Schwester Mari-scha gefunden hatten. Wir fanden sie tatsächlich.

Unter solchen Bedingungen schließt man keine Freundschaften

Noch im selben Jahr planten wir, meine Familie und ich, unsere Abreise aus Polen. Diese wurde uns durch einen Leiter einer damaligen verdeckt operierenden jüdischen Organisation ermöglicht. Der Mann führte uns zu Fuß über Tschechien nach München. Dort wurden wir in Auffanglager verteilt und ich kam in eine zionistische Jugendgruppe. 1947 haben wir das mitgemacht, was als *Exodus* bekannt wurde. Wir fuhren mit einem Schiff, auf dem schlimme Zustände herrschten, zunächst nach Frankreich, wo wir nicht willkommen waren, dann nach Gibraltar in Spanien, wo man uns auch nicht haben wollte, und landeten schließlich in Hamburg.

Zu dieser Zeit entwickelte sich eine jüdische Organisation, die versucht hat, Juden nach Palästina zu bringen. Durch diese Organisation gelang letztendlich nach fünf Monaten die Einreise nach Palästina.

Als ich 1948 in Palästina ankam, konnte ich weder hebräisch noch jiddisch, dafür aber polnisch, deutsch und englisch sprechen. Zu dieser Zeit wurden Vorbereitungen für den Befreiungskrieg getroffen. Ich musste also Soldatin werden. Während meiner Dienstzeit arbeitete ich in einer Munitionsfabrik. Als ich einmal krank wurde, sprang eine Freundin für mich ein, unglücklicherweise gab es an diesem Tag eine Explosion, die meiner Freundin das Leben kostete.

In dieser Fabrik lernte ich auch meinen Mann kennen, der die Liebe meines Lebens ist. ▀

Protokoll: Fiona Danner, Elisabeth Popov, Franziska Schwendner, Bianca Roth

Was bleibt?

Eindrücke, Antworten und Reflexionen der Schülerinnen und Schüler



Foto: privat

Im Mitfühlen wird Begreifen erst möglich

- Matthias Bauer Es war so erzählt, dass sich vor meinen Augen ein dramatischer Film abspielte, ich habe nicht nur mitgeföhlt – sofern man so etwas überhaupt föhlen kann, ohne dabei zu sein – ich habe es vor meinen Augen gesehen.
- Rowena Köhler Ich habe meinen Eltern von den Interviews zuerst erzählt, dass ich sehr beröhrt war und dass sie sich nicht vorstellen können, wie es war, diesen Menschen gegenüberzusitzen und diese unglaublichen Geschichten zu hören.
- Myrjam Willberg Als ich meine Eltern nach dem ersten Tag mit den Interviewpartnern angerufen habe, wusste ich nicht, was genau ich sagen sollte. Ich war von den Gesprächen dermaßen schockiert, davon, dass Menschen so mit anderen Menschen umgehen können, dass für mich gar nicht die Möglichkeit bestand, mit jemandem darüber zu sprechen.
- Jonas Röder Das Erlebte der Interviewpartner muss erstmal zu einem durchdringen: Man muss erst einmal einige Tage darüber nachdenken, bevor man es wirklich begreifen kann, dass dieser Mensch, mit dem man gerade spricht, die unmenschlichen Grausamkeiten der Nazis überlebt hat.

Aus Einzelschicksalen lernen

- Sandra Lörentz Ich habe viele positive Erfahrungen gemacht, von denen ich wahrscheinlich noch meinen Enkeln erzählen werde. Die Geschichten, die wir erzählt bekamen, haben mich viel über das Leben an sich nachdenken lassen. Die Interviews waren alle äußerst interessant, sie waren „Geschichte zum Anfassen“, so ganz anders als die Texte in unseren Schulbüchern. Allerdings sollte man wissen, worauf man sich einlässt. Dass das Ganze keine Unterhaltungsfahrt ist, sondern dass man eventuell Horrorgeschichten aus Auschwitz zu hören bekommt. Man sollte ein gewisses Maß an mentaler Stärke mitbringen, um das verarbeiten zu können.
- Quoc Khang Phan Die Interviews haben mir sehr geholfen, einen anderen Blickwinkel auf das damalige Leben der Juden zu entwickeln – einen, der in den Schulbüchern in diesem Umfang nirgends zu finden ist.
- Annika Schmidt Ich lernte Menschen kennen, die nur so vor Leben sprudeln, die Erlebtes mit Humor sehen können und Scherze über ihr Alter machen – ganz unverkrampft. Und die mir dann direkt erzählten, was ihnen widerfahren ist. Sie beschreiben einen Hunger, wie ich ihn mir gar nicht vorzustellen vermag. Niemand kann diese dunkle Passage unserer Vergangenheit verstehen, wenn er keine Einzelschicksale kennt. Denn es sind immer die Einzelschicksale, die das Geschehene greifbar machen.
- Bianca Roth Es ist nicht so, als würde man zum x-ten Mal etwas über den Holocaust lesen, es ist, als würde man Teil der Geschichte sein. Alles, was man sonst liest, sind einfach nur Zahlen und man kann sich nicht vorstellen, was die einzelnen Menschen erlebt bzw. geföhlt haben. Das sind keine sachlichen Fakten, die in ein Geschichtsbuch gehören, sondern Lebensgeschichten und Einzelschicksale, die Menschen unter die Haut gehen, interessieren und bewegen.

Dankbarkeit

- Bengisu Karabacak Die Menschen haben so viel zu erzählen, von so vielen grausamen Dingen, aber sie sind dennoch voller Wärme und haben uns so gut behandelt. Es war mir wichtig, zu sehen, dass man uns keine Schuld gibt und dass wir nicht als „Wiedergutmachung“ hingeflogen sind. Sondern aus reinem Interesse, die Lebensgeschichten dieser Menschen zu erfahren und weiterzugeben. Wenn man nur in Büchern und Textquellen recherchiert, finde ich, fehlt einem das Gefühl. Das Gefühl, das wir versuchen, hier, in diesem Heft, wiederzugeben.
- Elisabeth Popov Vor allem war ich sehr von der Tapferkeit meiner Interviewpartner überrascht, die, trotz der schlimmen Erlebnisse in ihrer Vergangenheit, ihre Geschichten der Öffentlichkeit erzählen wollen.
- Michael Winter Ich bin den Zeitzeugen dankbar, dass sie sich dazu bereiterklärt haben, sich interviewen zu lassen, es hat mir ein neues, präziseres Bild von der damaligen Situation verschafft.
- Rafael Schütz Wir erfahren und lernen unglaublich viel, aber was wir machen, ist eben nicht nur persönlich wichtig, sondern auch für andere, in erster Linie natürlich für die Interviewpartner. Ihre Jugend war in einer grauenvollen Weise fremdbestimmt und die Erinnerungen daran sind selbstverständlicher Teil ihres Lebens und ihrer Identität. Das heißt aber auch: Sie haben überlebt und können jetzt entscheiden, wie sie ihre Lebensgeschichte weitergeben, wem, welche Teile, zu welchem Zweck. Ich bin sehr froh, dass sie mit uns gesprochen haben, um dafür zu sorgen, dass ihre Erinnerungen weitergetragen werden, und ich glaube, dass sie es nicht bereuen.
- Fiona Danner Ich habe realisiert, auch während des Interviews, wie dankbar ich bin und sein sollte, dass ich ein Leben ohne Krieg und Feindschaft führen kann.

Verantwortung übernehmen

- Lisa Lengenfelder Der einzige Haken ist die viele Arbeit, die Interviews zu transkribieren, in Artikel umzusetzen, sich mit den Geschichten immer wieder auseinanderzusetzen. Aber die Arbeit ist es mir wert, wenn wir so die Geschichten weitergeben können. Man spürt, dass sich etwas verändert hat, dass man die Welt anders sieht, nur was genau, ist schwer zu beschreiben. Im Geschichtsunterricht, wenn jetzt der 2. Weltkrieg drankommt, denke ich sofort an die Interviews. Ich will allen mitteilen, was wir da erfahren haben, ich schätze seither mehr denn je, nicht in einer Kriegszeit leben zu müssen.
- Franziska Schwendner Auch nach dem Gespräch hielt meine Interviewpartnerin noch lange meine Hand und gab mir einen Kuss zum Abschied. Durch sie wurde mir bewusst, welche Bedeutung wir für die Zeitzeugen haben, aber auch, welche Verantwortung wir für ihre Geschichten übernommen haben.

- Cathy Hu Ich habe angefangen, meine Umgebung anders wahrzunehmen. Alles, was Menschen sagen und wieso. Und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass man nicht alles, was andere tun, akzeptieren muss, wenn diese Handlungen anderen schaden.
- Lea Himmel Ich konnte und wollte nicht verstehen, warum sich die breite Masse Deutschlands nicht gewehrt hat, sich nicht für ihre jüdischen Mitbewohner eingesetzt hat. So geht es mir auch heute noch. Jedes Mal, wenn nur irgendein abwertender Kommentar über Juden oder Menschen, die angeblich weniger wert sind, kommt, werde ich ziemlich schnell ärgerlich. Ich versuche dann, diesen Menschen zu erklären, was sie gerade gesagt haben. Ich frage sie, ob sie genau wissen, was diesen Bevölkerungsgruppen in der Zeit des Nationalsozialismus angetan wurde.
- Johannes Probst Es ist wichtig, dass sich jeder fundierte Meinungen bildet und nicht alles glaubt, was er hört. Durch die Interviews ist mir die Größe des Problems heutigen Rechtsextremismus‘ bewusster geworden. Auch politische Gleichgültigkeit und Desinteresse und die Manipulierbarkeit der Menschen bilden Gefahren, die ein solches Desaster wieder möglich machen können.
- Jessica Erli Heutzutage ist es ja häufig so, dass vor allem Jugendliche dazu neigen, „Scherze“ über die Person Hitler und seine Weltanschauung zu machen. Vor allem direkt nach der Reise habe ich sehr sensibel auf so etwas reagiert, manchmal fast schon wütend. Als die Menschen im Altenheim von ihren Schicksalen erzählt haben, haben wir mit ihnen mitgeföhlt, mitgelitten und gehofft, dass die Geschichte so gut wie möglich endet. Deshalb ist es wichtig für mich, dass das Thema mit Ernsthaftigkeit, Respekt und Vorsicht angegangen wird.
- Magdalena Freckmann Durch die Gespräche mit den Holocaust-Überlebenden ist es mir ein persönliches Anliegen geworden, dafür zu sorgen, dass ihre Geschichten nicht vergessen werden – und auch dafür, dass so etwas nie wieder passiert. Das fängt schon damit an, dass man eine höhere Sensibilität dafür entwickelt, wo heute noch Fremdenfeindlichkeit und Diskriminierung bestehen, was in Deutschland ja leider häufig der Fall ist.

„Und du siehst, dass du alleine bist.“⁴

Zu den Begegnungen zwischen jüdischen Überlebenden und deutschen Jugendlichen

von Gudrun Brockhaus

Mit Spannung, so die Initiatoren des Projektes, hätten sie sich gefragt, ob ein Aufeinandertreffen von Holocaust-Überlebenden mit deutschen Jugendlichen in einem israelischen Altenheim „überhaupt funktionieren könne“ – was immer man sich unter einem „funktionierenden“ Treffen vorstellen mag.

Und im Folgenden wird dann klarer, dass die Spannung weniger eine neugierige Aufregung vor einer Reise in die Fremde war. Vielmehr hatte die Aussicht auf das Treffen zwischen den deutschen Gymnasiasten und den jüdischen, deutschsprechenden Überlebenden in dem israelischen Altenheim im Vorhinein „Bedenken“ und fast etwas wie Angst ausgelöst. „Ist das machbar?“ Das hätten sich die begleitenden Lehrer, die Eltern, Kollegen, Freunde, aber auch die beteiligten Schülerinnen und Schüler gefragt – funktioniert es, ist das machbar – was soll denn funktionieren, machbar sein? Die technische Sprache überspielt vielleicht eine emotionale Unsicherheit und das Gefühl einer drohenden „Überforderung“, die mit den Begegnungen zwischen den Täternachfahren und den jüdischen Verfolgten verbunden ist und die von den begleitenden Lehrern schließlich offen als emotionale Belastung bezeichnet wird. Ein Grund für diese Ängste ist, dass schon im Vorfeld klar ist, die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus dem deutschsprachigen Altenheim „würden uns dort von ihren erschreckenden Erlebnissen während der Zeit des „Dritten Reichs“

erzählen“. Da die Interviews sich auf die Verfolgungserfahrungen in Deutschland konzentrieren sollen, ist von vornherein klar, was man zu erwarten hat, rechnet man schon mit dem eigenen Erschrecken. Aber es ist nicht nur der vermutlich bedrückende Inhalt der Gespräche, der „nervös“ macht, sondern mehr noch die zwischenmenschliche Situation, die „schwierige Gesprächssituationen für beide Gesprächsparteien“: „ein Aufeinandertreffen von Alt und Jung, von Holocaust-Opfern und der dritten Generation der ‚Täter‘“. Die Art der erwarteten Schwierigkeit deuten die sprachlichen Formulierungen an: Es geht um „Parteien“, die Formulierung „Aufeinandertreffen“ lässt an das Aufeinanderprallen von zwei gegensätzlichen, ja antagonistischen Welten denken. Es ist nicht einmal selbstverständlich zu erwarten, dass die Nachfahren der Täter überhaupt zu Gesprächspartnern werden: Nur zu gut würde man verstehen, wenn die jüdischen Holocaustüberlebenden überhaupt nicht mit einem reden würden, man bangt, ob sie die eigene Wertschätzung und den Respekt wahrnehmen werden.⁵

Verunsicherung und Erschütterung ergreifen wohl jeden, der mit den Opfern von Massakern und Massenvernichtung konfrontiert ist. Für die begleitenden Lehrkräfte Uschalt und Braune hatten die Verfolgungsberichte eine Qualität, die „uns für immer im Gedächtnis bleiben“ wird. Die Berichte der Überlebenden, ihre sichtbaren und spürbaren Wunden und Traumata rücken uns die gern

4 So Leopold Yehuda Maimon über seinen ersten Tag in Krakau nach seiner Flucht aus Auschwitz. Vollständig lautet das Zitat: „In Auschwitz lebst du von einer Stunde zur zweiten. Aber es war der erste Tag und du bist frei. Deine Stadt. Und du siehst, wie schrecklich die Lage ist. Dass du alleine bist.“, vgl. S. 22.

5 „Wie sollen wir in Israel auftreten? Wie sollen wir unsere Wertschätzung zeigen, dass wir zu Besuch sein dürfen, unseren Respekt davor, dass uns diese Geschichten erzählt werden? Wird man mit uns Deutschen sprechen? So würden wir es doch selbst zu gut verstehen, wenn man nicht mit uns reden wollte.“

beiseite geschobene Tatsache nahe, dass solche Verbrechen gegen die Menschlichkeit geschehen sind und, da sie geschehen sind, auch weiterhin möglich sind. Wenn wir uns der Realität dieser Verbrechen, in denen den Opfern der Status des Mitmenschen genommen wird, nicht mehr verschließen können, spüren wir erst, dass dieses Vertrauen in den selbstverständlichen Status als Mitmensch eine basale Grundlage menschlichen Zusammenlebens darstellt, und dass dieses Vertrauen auf wechselseitige Anerkennung als Mitmensch eine Illusion ist.⁶

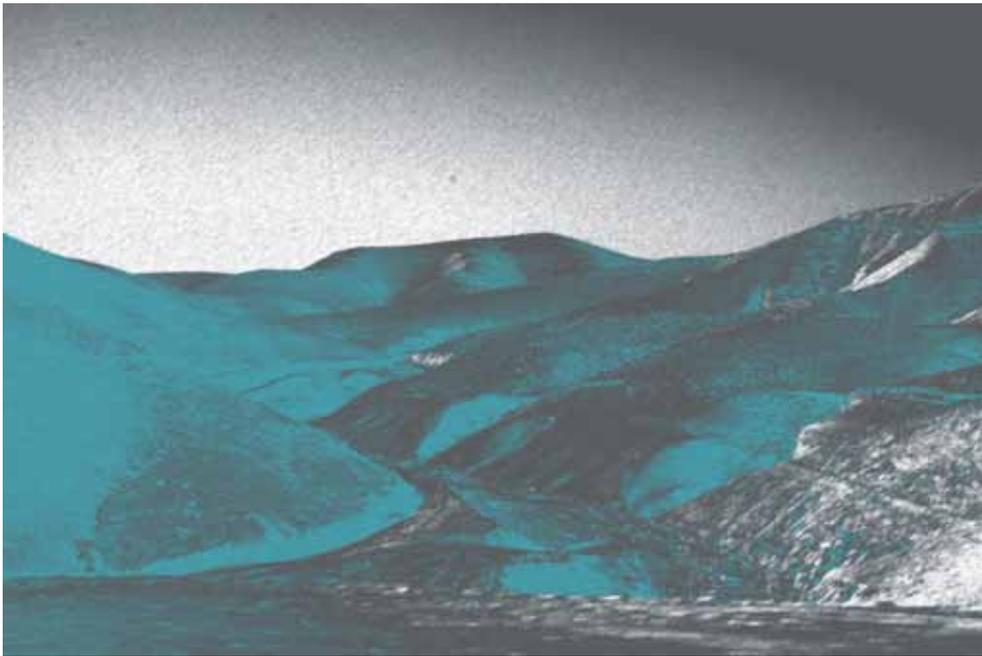


Foto: Christian Oberlander

Fast alle hier zitierten Berichte über die Verfolgungsgeschichten beschreiben den plötzlichen und unvorstellbaren Schrecken, dass die Mitbürger und Nachbarn in Nazi-Deutschland binnen kürzester Zeit zu vernichtenden Verfolgern wurden, und den daraus folgenden, bis heute währenden Verlust an Vertrauen in die Welt, in Gott, in die Zukunft. Die alten Menschen verschärfen diese Erfahrung eines unkittbaren Bruchs im Weltvertrauen, indem sie von ihrer schönen Kindheit sprechen, die durch die NS-Verfolgung ein abruptes Ende fand.⁷

6 Jörn Rüsen: Historisch trauern – Skizze einer Zumutung, In: Burkhard Liebsch/Jörn Rüsen: Trauer und Geschichte, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 63–84.

7 „Ich hatte eine sehr glückliche Kindheit ...“ (Lea Jacobstamm) „An meine Kindheit habe ich schöne Erinnerungen.“ (Inge Stern) „Ich hatte ein sehr schönes Leben.“ (Leopold Yehuda Maimon) „Seine Kindheit verlief glücklich und friedlich, bis er sein 11. Lebensjahr erreicht hatte.“ (Jitzchak Bronstein)

Die Berichte der Überlebenden konfrontieren mit der Frage: Wie können Menschen ihren Mitmenschen so etwas antun, wie ist das möglich? „Man kann sich nicht vorstellen, was wir erlitten haben. Dass Leute anderen Leuten so etwas antun können!“ (Rena Wiener)

Die Jugendlichen reagieren sehr stark auf die Konfrontation mit der Grenzenlosigkeit von Destruktivität: „Ich war von den Gesprächen dermaßen schockiert, davon, dass Menschen so mit anderen Menschen umgehen können, dass für mich gar nicht die Möglichkeit bestand, mit jemandem darüber zu sprechen.“ (Myrjam Willberg) „Das Erlebte der Interviewpartner muss erstmal zu einem durchdringen: Man muss erst einmal einige Tage darüber nachdenken, bevor man es wirklich begreifen kann, dass dieser Mensch mit dem man gerade spricht, die unmenschlichen Grausamkeiten der Nazis überlebt hat!“ (Jonas Röder)

Sensibel und präzise drücken die Schülerinnen und Schüler hier aus, wie die Konfrontation mit den Schreckenserfahrungen der Interviewpartner auch sie selber aus ihren eigenen Sicherheiten herauswirft. Sie fühlen, dass vertraute Sprach- und Verstehensmuster nicht taugen und das Erfahrene klein reden würden.⁸

Offenbar entwickelten sich während der Interviews sehr starke Gefühle: Als die Menschen im Altenheim von ihren Schicksalen erzählt haben, haben wir mit ihnen mitgeföhlt, mitgelitten.“ (Jessica Erli) Die begleitenden Lehrer führen die „starke emotionale Verbindung“ auch darauf zurück, dass die Interviewten zum Zeitpunkt ihrer Schreckenserfahrungen im selben Alter wie die interviewenden Schülerinnen und Schüler waren und sich vielleicht deshalb besonders stark mit dem Schicksal der damals jungen Juden und Jüdinnen identifizierten. Aber nicht nur die Jugendlichen, alle „spürten die Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Will-

8 Eine Schülerin versucht diese Einordnung in vertraute Kategorien, sie spricht von den „Horrorgeschichten“ und der „mental Stärke“, die man zu ihrer Verarbeitung benötige (Sandra Lörentz).

kürlichkeit“ quasi am eigenen Leib. Die vor dem Besuch so skeptischen Lehrer, die diese Identifikation bis ins körperliche Empfinden hinein wahrnehmen – sie sprechen von einem „sinnlichen Erkenntnisprozess“ –, kommen zu einer sehr weitgehenden Einschätzung von Gemeinsamkeit: „Wir fühlten uns in die Einzelschicksale integriert“ (Zitate Uschalt/Braune).

Neben dieser identifikatorischen Annäherung bis hin zum Verwischen der Unterschiede steht das starke Erleben von Differenz, bei allem großen Bemühen der alten Menschen um Offenheit, Wärme, Liebenswürdigkeit gegenüber den Jugendlichen. Das Erstaunen, die Überraschung, ja Verstörung, mit der die Schülerinnen und Schüler auf die Interviews reagieren, begründet sich auch auf der Unvergleichbarkeit der Erfahrungen der Zeitzeugen mit den eigenen Lebenserfahrungen. Von den Lebenserfahrungen der Jugendlichen gibt es keine Brücke zu den berichteten Grausamkeiten und tödlicher Willkür. Sie machten „uns alle sprachlos: Trotz unseres Vorwissens schien es unvorstellbar“.⁹



Foto: Christian Oberlander

Sehr schade ist, dass nur an wenigen – dafür umso erhellenderen – Stellen die Interaktion und der Prozess zwischen den fragenden Jugendlichen und den antwortenden Überlebenden wiedergegeben ist – denn die Begegnungen

.....
9 „Sie beschreiben einen Hunger, wie ich ihn mir gar nicht vorzustellen vermag“ (Annika); „man kann sich nicht vorstellen, was die einzelnen Menschen erlebt bzw. gefühlt haben“ (Bianca Roth); „[...] dass sie (Rowena Köhlers Eltern, G.B.) sich nicht vorstellen können, wie es ist, diesen Menschen gegenüberzusitzen und diese unglaublichen Geschichten zu hören“ (Rowena Köhler).

werden doch als das eigentlich Entscheidende und Verändernde dargestellt. In der Sequenz, in der die Schüler ihre eigene Reaktion auf die Erzählung von Herrn Kaveh beschreiben, steht dieses Erleben von Unvorstellbarkeit im Vordergrund. Herr Kaveh erzählt, wie er nur durch unerklärliches Glück dem sicher erscheinenden Tod entging: „Der Gestapo-Mann sagte lediglich ‚Das machst du nicht mehr!‘ und ließ Kaveh gehen. Er (Kaveh) meinte, er hatte einen Engel, der ihn beschützte.“

Nach diesem Satz waren erst einmal alle ruhig, so berichten die Schülerinnen und Schüler. Für sie sei es erstaunlich gewesen, zu merken, wie viel Glück die Menschen damals an einem Tag brauchten, um den nächsten überhaupt miterleben zu können.

Hier fühlen sich die Schüler nicht „integriert“, sie erstauen und verstummen in der Wahrnehmung des eigenen Privilegiertseins, das sie mit dieser Erzählung nicht mehr als Selbstverständlichkeit erleben. Es ist beeindruckend, dass die Schülerinnen und Schüler sich dieser Erfahrung des Jenseits der eigenen Vorstellungskraft nicht entzogen haben,

nichts schöneredet haben und den Bruch schweigend ausgehalten haben.

Die existenzielle Erfahrung des Ausgeliefertseins an Willkür und Zufall, in der das eigene Leben verwirrt ist oder erhalten bleibt, das Erleben von Hunger, Folter und gleichgültiger Vernichtung lässt die Überlebenden einsam zurück, mit dem Gefühl, nicht wirklich die eigenen Erfahrungen mitteilen zu können. Nicht einmal untereinander können und wollen sie sprechen, wie mehrere Bewohner des Altenheims berichten. Von

diesem Gefühl der schrecklichen Einsamkeit der Überlebenden berichtet Leopold Yehuda Maimon:

„Ich bin nach Krakau heimgekommen am 2. Februar 1945, das war genau zwei Wochen, nachdem ich geflohen bin. Und der schwerste Tag in meinem Leben, das war dieser Tag. Ich bin in die Stadt gekommen, in der ich geboren wurde, wo ich fast in jedem Haus Freunde hatte, eine Stadt in der ziemlich viele Juden gelebt haben.

Und ich kenne sie nicht mehr. Die Stadt ist leer von Juden. Ich habe keine Familie mehr, habe viele Kameraden

verloren, viele Freunde. Es waren vielleicht 600 Juden, die noch in Krakau waren, als ich wiederkam. Damals habe ich gesagt, ich muss dort raus, ich kann so nicht leben.

In Auschwitz lebst du von einer Stunde zur zweiten. Aber es war der erste Tag und du bist frei. Deine Stadt. Und du siehst, wie schrecklich die Lage ist. Dass du alleine bist.“ (Leopold Yehuda Maimon)

Maimon bezieht sich hier auf die Erfahrung, real allein, ohne Freunde und Verwandte zu sein. Aber darüber hinaus ist diese Einsamkeit noch viel umfassender zu verstehen: Die Überlebenden erfahren sich nicht mehr als selbstverständlichen Teil einer Gemeinschaft – diese Erfahrung, sich nicht wirklich mitteilen, nicht mehr zurückkehren zu können in die Welt, findet sich auch in vielen Erfahrungsberichten und literarischen Versuchen, etwa bei Primo Levi, Imre Kertész.¹⁰

Ist Schuld kein Thema?

Erschütterung und Verunsicherung werden die Begegnung mit Überlebenden von Massenverbrechen immer bestimmen. In dem Zusammentreffen von deutschen Nachfahren der Täter und jüdischen Holocaust-Überlebenden sind jedoch zusätzlich spezifische emotionale Reaktionen und Belastungen erwartbar. Im Zentrum steht dabei die Angst vor Schuld und Schuldvorwürfen. Schon direkt nach Kriegsende wurde die Ablehnung der Kollektivschuld in Deutschland zu einem affektiv hoch besetzten Anliegen, die NS-Zeitgenossen erregten sich über die Ungerechtigkeit einer generellen Verurteilung der Deutschen. Über der Zurückweisung des Schuldvorwurfs von außen unterblieb die innere Auseinandersetzung mit der Frage, was man selber mit den NS-Verbrechen zu tun hatte.

Für einen Teil der Nachkriegsgeneration machte die emotionale Nähe zu den Täter- und Mitläufereltern eine Befreiung aus dem Schulderbe unmöglich. Dessen Gegenwärtigkeit wurde einem spätestens im Kontakt mit Überlebenden deutlich. Ihr fortdauerndes Leid, ihre Traumata machten die NS-Vergangenheit zu realer Gegenwart. Sie hatten auch jetzt noch Angst, auch vor den Nachgeborenen, fürchteten das Nachwirken der NS-Ideologie bei „Hitler's Children“,¹¹ glaubten nicht an deren Antifaschismus. Die Kinder der Mitläufer und Täter fanden nicht zu einer Haltung, die die Überlebenden nicht in einer Position der Anklage und des Schuldvorwurfs einfro.

10 Primo Levi: Ist das ein Mensch, Frankfurt 1961; Imre Kertész: Roman eines Schicksalslosen, Berlin 1996.

11 So der viel zitierte Titel einer amerikanischen Arbeit über die RAF von Jillian Becker: Hitler's Children, Philadelphia/New York 1977.

Sie kamen aus einer Position der Beschämung und des Schuldgefühls nicht heraus, die zu einem unterwürfigen und letztlich selbstbezogenen, nur in der eigenen Situation des Täterkindes verharrenden Verstummen führte. Gefangen in den eigenen Nöten konnten viele kein lebendiges und freies Interesse an der Person des Überlebenden entwickeln.¹² Für diese „Kinder der Täter“ hatte Bernhard Schlink die Unmöglichkeit eines gleichberechtigten Gesprächs, ja womöglich einer Kommunikation überhaupt beschrieben: „Wir sollen nicht meinen, begreifen zu können, was unbegreiflich ist, dürfen nicht vergleichen, was unvergleichlich ist, dürfen nicht nachfragen, weil der Nachfragende die Furchtbarkeiten, auch wenn er sie nicht in Frage stellt, doch zum Gegenstand der Kommunikation macht und nicht als etwas nimmt, vor dem er nur in Entsetzen, Scham und Schuld verstummen kann.“¹³ Oft genug führte dann die Angst, keinen Ausweg aus den eigenen Schuld- und Schamgefühlen zu finden, zu einer Vermeidung des Kontakts zu den Überlebenden.¹⁴

Dagegen wird nun für die Angehörigen der dritten und vierten Generation konstatiert, dass sie aus dem Zirkel von Schuldgefühlen und deren Abwehr heraustreten könnten und zu freien und unbefangenen Begegnungen mit den Zeugen der Verbrechen Geschichte fähig seien. Dies ermögliche ihnen ein direkteres emotionales Mitfühlen, meint der Historiker Christian Meier: „Die Nachkommen können sich so frei gegenüber dieser Geschichte ‚betroffen‘ zeigen, weil sie sich nicht mehr als Nachkommen betroffen fühlen.“¹⁵

Seit der berühmten Rede Richard von Weizsäckers zum 40. Jahrestag des Kriegsendes am 8. Mai 1985 hat sich die Formulierung „Verantwortung für die Geschichte“ durch-

12 Von den Schwierigkeiten und dem großen emotionalen Druck in der Begegnung zwischen deutschen und jüdischen Psychoanalytikern der Zeitzeugengeneration und ihrer Kinder berichtet das Buch H. Shmuel Erlich, Mira Erlich-Ginor, Hermann Beland (Hg.): Gestillt mit Tränen – Vergiftet mit Milch. Die Nazareth-Gruppenkonferenzen. Deutsche und Israelis – Die Vergangenheit ist gegenwärtig, Gießen 2009.

Der israelische Psychologe Dan Bar-On initiierte 1992 den Gesprächskreis „To Reflect and Trust“ zwischen Täter- und Opferkindern des Holocaust. Vgl. Dan Bar-On, Konrad Brendler und A. Paul Hare: Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln... Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust, Frankfurt am Main 1997.

13 Bernhard Schlink: Der Vorleser, Zürich 1977, S. 99f.

14 Zu den Emotionen im Umgang mit Überlebenden vgl. Gudrun Brockhaus: Trauer um den Herrenmenschen. Emotionen und Tabus im Umgang mit dem NS-Erbe. In: Margrit Frölich, Ulrike Jureit, Christian Schneider (Hg.): Das Unbehagen an der Erinnerung Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust, Frankfurt am Main. S. 101–117.

15 Christian Meier: Goldhagen und die Deutschen. In: Internationale Zeitschrift für Philosophie, H. 1, 1997, S. 119–123, hier S. 123.

gesetzt, immer einhergehend mit der expliziten Betonung, dass die Nachfahren selbstverständlich keine Schuld an der Verbrechen Geschichte der NS-Zeit treffe. Eine der Schülerinnen, Franziska Schwendner, macht in ihrem Kommentar zur Begegnung mit den jüdischen Überlebenden auf den ritualisierten und beschwörenden Gebrauch dieser Formel aufmerksam: Alle – die Eltern, die Lehrer, die jüdischen Überlebenden versichern der Schülergruppe immer und immer wieder, sie trügen keine Schuld. Aber der Entlastungseffekt dieser Formel zerschellt in der Konfrontation mit dem fortdauernden Leid der Überlebenden und ihrer Unfähigkeit und Unwilligkeit zu verzeihen und sich zu versöhnen.

Die Rede von der Schuldlosigkeit der Nachkommen ist in Bezug auf die Tat-Verantwortung eine blanke Selbstverständlichkeit, müsste gar nicht erwähnt werden. Wenn man sich der eigenen Schuldlosigkeit immer wieder versichern muss, belegt dies einen Bedarf nach Schuld-Entlastung. Offenbar muss der Freispruch immer wieder erneuert werden, weil man eben doch nicht wirklich überzeugt ist, dass man sich als Deutsche[r] die NS-Verbrechen nicht anzurechnen habe. Dafür, dass auch zumindest einige der Enkel und Urenkel der Täter und Mitläufer sich nicht frei und unbefangen fühlen in der Begegnung mit Überlebenden des Holocaust und ihren Nachfahren, gibt es innere und äußere Gründe.

Zum einen gehören zu unserer Identität auch Bezüge auf unsere kollektive Vergangenheit, der Stolz auf historische Heldentaten, auf Opfer und nationale Besonderheiten.¹⁶ Die nationalsozialistische Verbrechen Geschichte taugt jedoch nicht bei der Suche nach einer guten, moralisch akzeptablen kollektiven Vergangenheit, die unsere Identität stützen könnte. Goethe und Fußball ja, aber die NS-Vergangenheit und der Holocaust werden gern aus dem Wir-Gefühl ausgesondert, auch wenn sie ebenso Teil davon sind.¹⁷

Zum anderen bildet sich unsere Identität auch dadurch, wie wir von anderen wahrgenommen werden, und zumal in der Fremde werden wir als Angehörige eines nationalen Kollektivs stereotypisiert. Die jüdischen Opfer des Holocaust haben die Erfahrung gemacht, dass die Nazis von einer Mehrheit der Deutschen unterstützt und jedenfalls

nicht gehindert wurden, als sie eine rassistische Klassifizierung in die Vernichtungspraxis übersetzten. Viele von ihnen fürchten, dass sie diese destruktiven Potenzen auch an ihre Nachfahren weitergegeben haben. Auch ohne dass sie es beabsichtigen, vielleicht sogar gegen den expliziten Wunsch nach einem unbefangenen und guten Verhältnis zu den Deutschen und vor allem zu deutschen Kindern und Jugendlichen kann es eine emotionale Barriere geben, können Angst und Hass gegenüber dem „Volk der Täter“ weiterbestehen.¹⁸

Wie die Berichte über die Israel-Reise deutlich zeigen, wirken entgegen der behaupteten Freiheit und Unbetroffenheit der deutschen Nachfolgegenerationen auch bei ihnen Befangenheit und Angst vor Hass und Verurteilung nach, die Spuren sind vor allem in den Formulierungen der begleitenden Lehrkräfte in den obigen Zitaten deutlich sichtbar.¹⁹ Hinzu kommt die Besorgnis, die interviewenden Schülerinnen und Schüler – Angehörige eher der vierten Generation – könnten „fehlendes Einfühlungsvermögen“ an den Tag legen, vielleicht alle Verantwortung zurückweisen.

Wie gezeigt, macht der Bericht über die Vorerwartungen die Angst vor einer Begegnung der Jugendlichen mit den jüdischen Überlebenden spürbar. Ein Hinweis auf das Ausmaß dieser Ängste ist dann die wirklich enorme Erleichterung des Lehrerteams und auch der Seminarteilnehmer selber, als sie im Altenheim so herzlich, mit Wärme, Offenheit, Humor, Gesprächsbereitschaft und großem Interesse für das Interviewprojekt aufgenommen werden und sich die z.T. sehr alten Menschen in den Interviews in die schmerzlichen und verstörenden Erinnerungen an Verfolgung und Mord hineinbegeben. Bengisu Karabacak ist es wichtig zu betonen, dass das Schuldthema keine Rolle gespielt hätte – und bestärkt durch diese explizite Verneinung aber indirekt dessen Bedeutsamkeit auch für sie persönlich: „Die Menschen haben so viel zu erzählen, von so vielen grausamen Dingen, aber sie sind dennoch voller Wärme und haben uns so gut behandelt. Es war mir wichtig, zu sagen, dass man uns keine Schuld gibt und dass wir nicht als ‚Wiedergutmachung‘ hingeflogen sind. Sondern aus reinem Inter-

.....

16 Zur Bedeutung des Kollektivs und seiner Geschichte für die Identitätsbildung des Einzelnen vgl. die Arbeiten von Volkan. Vamik Volkan: *Blindes Vertrauen. Großgruppen und ihre Führer in Zeiten der Krise und des Terrors*. Gießen 2005.

17 So die These von Hermann Beland: *Kollektive Trauer – Wer oder was befreit ein Kollektiv zu seiner Trauer?* In: Franz Wellendorf/Thomas Westle (Hg.): *Über die (Un)Möglichkeit zu trauern*, Stuttgart 2009, S. 243–262.

18 Über seinen Kampf mit dem Hass auf Deutschland spricht Leopold Yehuda Maimon, er behauptet, er hätte ihn gewonnen: „Und ich habe damals einen großen Hass gehabt auf Deutschland. Aber heute will ich nicht mehr hassen. Ich mache alles und ich spreche mit jungen Leuten, und es ist nicht wichtig, ob es Deutsche oder Araber oder Russen sind. Weil ich nicht glaube, dass man die Welt zum Hassenden erziehen kann. Man kann die Welt erziehen zur Liebe.“

19 Vgl. Johannes Uschalt/Tina Braune, die projektleitenden Lehrkräfte.

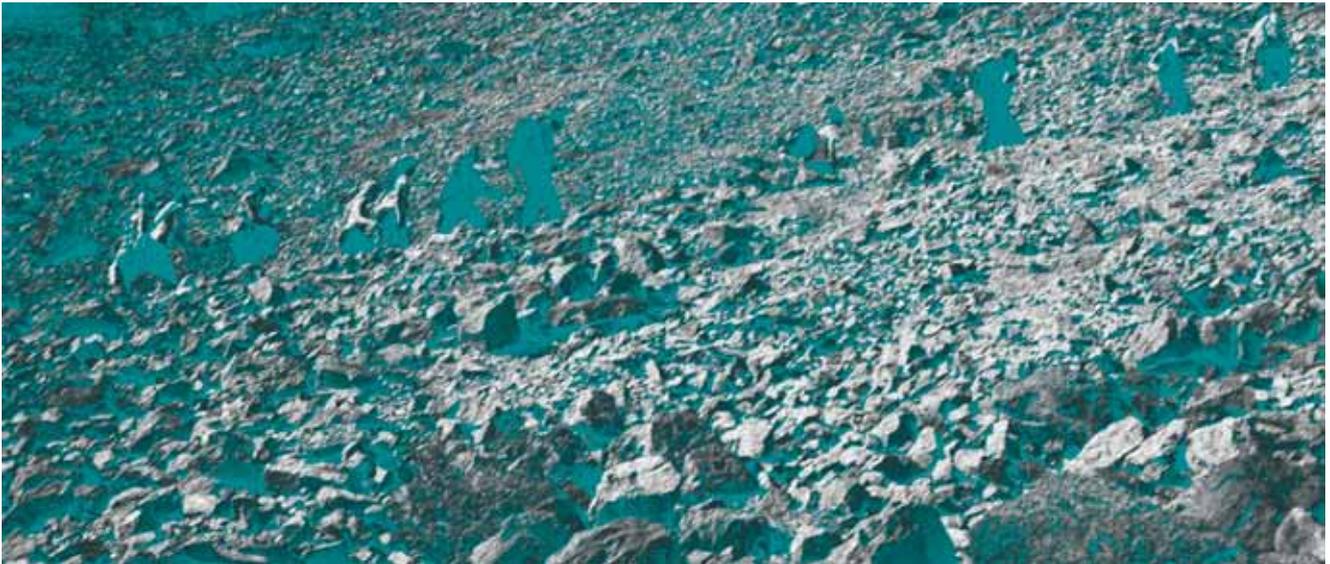


Foto: Christian Oberlander

esse, die Lebensgeschichten dieser Menschen zu erfahren und weiterzugeben.“

So viel Wärme und Nähe die alten Menschen für die jungen Deutschen aufbringen, Wünsche für ein gutes Leben mit auf den Weg geben, so blitzt doch mehr oder weniger deutlich und oft ungewollt auf, wie schwierig der Kontakt für die jüdischen Überlebenden ist, wie viel Mühe sie sich geben müssen, die jungen Deutschen nicht mit den Verfolgern gleichzusetzen. Manchmal scheitern sie auch daran: „Sie erzählt mir davon, dass sie weiß, dass uns, die junge deutsche Generation, keine Schuld mehr trifft. Sie würde uns gerne verzeihen. Doch dann meint sie offen und direkt, dass sie das nicht kann. Denn die Kinder in Auschwitz waren auch vollkommen schuldlos und wurden trotzdem von den Deutschen umgebracht.“

Andere teilen ihr Misstrauen auch gegenüber den Deutschen von heute indirekter mit: „Ich finde, ganz Deutschland war damals schuld. Ja, denn die andern haben weg geguckt. Aber die Deutschen von heute, die fühlen sich jedenfalls nicht schuldig, die haben ja auch nichts verbochen.“ (Inge Stern) Sie fühlen sich nicht schuldig, sagt Inge Stern, sie nimmt es in das subjektive Gefühl der Deutschen zurück und sagt nicht, ob sie selber die Deutschen weiterhin für schuldig hält. Eine noch indirektere, nur noch angedeutete Äußerung von weiter bestehenden Vorbehalten gegenüber den Deutschen: „Ich bin sehr gerne dort zu Besuch, aber leben möchte ich dort nicht. Es gibt viele, die wieder ausgewandert sind nach Deutschland, aber wir wollten nicht zurück.“ (Lea Jacobstamm)

Das Projekt macht deutlich, wie wertvoll die menschliche Begegnung mit Zeitzeugen für ein Verständnis der menschlichen, persönlichen Dimension der jüngeren Geschichte ist. Die emotionale Dimension dieser Auseinandersetzung, der nötige Mut und die zu überwindenden Ängste werden in den Berichten fassbar. Reflektiert und nicht beschönigend haben sich alle Beteiligten einem Prozess ausgesetzt, in dem es nicht nur zu intensiven und herzlichen Begegnungen kam, sondern auch heftige, konflikthafte Emotionen aufbrachen. ▀

Glossar

A

Alijah

Alijah (wörtl.: „hinaufziehen“) meint die Einwanderung von Juden nach Palästina bzw. Israel. Im Zusammenhang mit dem Fortschreiten der zionistischen Idee unterscheidet man mehrere Einwanderungswellen (siehe auch: „Einwanderung“).

Appell

Die Gefangenen der Konzentrationslager mussten in der Regel zwei Mal täglich zum Appell antreten. Dabei wurden sie gezählt und mussten, bei jeglichem Wetter, oft stundenlang ausharren und Prügel und Strafen erdulden.

B

Bar Mitzwa

Mit der Bar Mitzwa erreichen Juden im Alter von 13 Jahren die religiöse Mündigkeit und sind zur Einhaltung der Gebote und Verbote sowie zur Erfüllung religiöser Aufgaben verpflichtet (bei Mädchen Bat Mitzwa im Alter von 12 Jahren).

BDM

s. Hitler-Jugend

Breslau

Breslau (polnisch Wrocław) ist heute die viertgrößte Stadt Polens und Hauptstadt der historischen Region Schlesien.

E

Einwanderung

Der Zionismus mit seinem Ziel der Errichtung einer jüdischen Heimstatt in Palästina brachte in den ersten vier Einwanderungswellen in den Jahren 1903 bis 1931 zwischen 170.000 und 185.000 Juden aus europäischen Ländern

nach Palästina. In einer weiteren Einwanderungswelle, der sogenannten fünften Alijah, kamen vor allem auf Grund der nationalsozialistischen Verfolgung zwischen 1932 und 1939 weitere ca. 200.000 Juden. Eine eigene Gruppe bildete die sogenannte Jugend-Alijah, mit welcher etwa 5.000 Jugendliche das zukünftige Israel erreichten.

Weitere große Einwanderungswellen kamen nach 1945 (zehntausende Holocaust-Überlebende), ferner zwischen 1945 und 1955 aus den arabischen Ländern sowie nach 1989 aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion. (Zahlen nach: <http://www.hagalil.com/israel/israel-reisen/tel-aviv/aliya.htm> [Stand: 20.04.2015])

Exodus (Schiff)

Die „Exodus 1947“ war ein Schiff, das 1947 jüdische Flüchtlinge von Frankreich nach Palästina bringen sollte. Die britische Marine brachte das Schiff auf und transportierte die Insassen zurück nach Europa. Dies führte zu Entrüstung und Empörung in der internationalen Öffentlichkeit.

G

Gleiwitz (polnisch Gliwice) ist eine Stadt in Oberschlesien. Ein von den Nationalsozialisten selbst inszenierter Angriff auf den dortigen Radiosender am 31. August 1939 diente als Vorwand für den Überfall auf Polen durch die deutsche Wehrmacht am darauffolgenden Tag. 1944 wurden in Gleiwitz vier Außenlager des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz errichtet.

Gusen

Gusen wurde als erstes sogenanntes Außenlager des Konzentrationslagers Mauthausen im Mai 1940 gegründet. Es besaß eine relativ große Selbständigkeit. 1944 wurden zwei weitere Außenlager gleichen Namens gegründet, Gusen II und Gusen III. Der Lagerkomplex wurde am 5. Mai 1945 von amerikanischen Truppen befreit.

H

Habonim

Dieser Begriff wird in der historischen Einführung (S. 6ff.) erläutert.

Hakim

Hakim ist eine arabische Bezeichnung für einen Arzt oder Dorfarzt.

Hitler-Jugend (HJ)

Die „Hitler-Jugend“ wurde 1926 als Jugendorganisation des NSDAP gegründet. Der „Bund Deutscher Mädchen“ war die entsprechende Organisation für weibliche Jugendliche.

Horo

Unter Horo versteht man verschiedene Gesellschaftstänze, die vornehmlich aus den Balkanstaaten stammen.

J

Jiddisch

Jiddisch ist eine etwa tausend Jahre alte Sprache der europäischen Juden, die aus dem Mittelhochdeutschen hervorging.

Jom-Kippur-Krieg

Der vierte arabisch-israelische Krieg wird als „Jom-Kippur-Krieg“ oder „Ramadan-Krieg“ bezeichnet. Die Kämpfe zwischen Israel und Ägypten, Syrien und weiteren arabischen Staaten dauerten vom 6. bis 25. Oktober 1973.

Judenboykotttag

Dieser Begriff wird in der historischen Einführung (S. 6ff.) erläutert.

Judenhaus/Judenwohnung

Dieser Begriff wird in der historischen Einführung (S. 6ff.) erläutert.

Jugend-Alijah

Dieser Begriff wird in der historischen Einführung (S. 6ff.) erläutert.

K

Kibbuz

Unter einem Kibbuz versteht man eine im Zuge der zionistischen Bewegung ab 1900 entstandene Siedlungsform in Israel. Dabei handelt es sich um eine selbstverwaltete ländliche Kommune, in der alle Produktionsmittel der Gemeinschaft gehören und die nach basisdemokratischen Prinzipien aufgebaut ist.

Koscher

Nach den jüdischen Speisegesetzen ist nur der Verzehr „koscherer“ Lebensmittel gestattet. Die Unterteilung in „koscher“ und „nicht-koscher“ beruht auf den Vorschriften der Tora und wird unterschiedlich streng gehandhabt.

Krakau

Krakau (polnisch Kraków) ist die zweitgrößte Stadt Polens und befindet sich 250 Kilometer südlich von Warschau. Während der Besetzung durch die deutsche Wehrmacht im 2. Weltkrieg wurden das Ghetto Krakau und in der Nähe Krakaus das Konzentrationslager Plaszow sowie das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz Plaszow errichtet.

Krematorium

Ein Krematorium ist eine Anlage zur Feuerbestattung. In den Konzentrationslagern wurden die Leichen der Ermordeten meist in Krematorien verbrannt.

Kruckenkreuz

Das Kruckenkreuz ist ein Kreuz mit Balken an den vier Enden. In der Zeit des Austrofaschismus (1934–1938) diente es als österreichisches Staatssymbol.

L

Lodz

Lodz (polnisch Łódź) ist die drittgrößte Stadt Polens. Während der Besetzung durch die deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg wurden das Ghetto Lodz und ein Jugendkonzentrationslager errichtet.

M

Mauthausen

Mauthausen war ein nationalsozialistisches Konzentrationslager, das im August 1938, wenige Monate nach dem sogenannten Anschluss Österreichs, in der Nähe von Linz errichtet wurde. Ca. 200.000 Menschen wurden dort bis zur Befreiung am 5. Mai 1945 inhaftiert, etwa die Hälfte von ihnen wurde ermordet oder starb an den unmenschlichen Haftbedingungen.

N

Nakam

Die jüdische Terrororganisation Nakam hatte sich nach dem Zweiten Weltkrieg zum Ziel gesetzt, an der deutschen Bevölkerung Rache für den Holocaust zu üben. Ein Versuch, in einem Kriegsgefangenenlager in Nürnberg ehemalige SS-Mitglieder mit Arsen zu vergiften, führte bei zahlreichen Häftlingen zu Erkrankungen.

P

Pessach

Das jüdische Fest Pessach erinnert an den Exodus, den Auszug der Israeliten aus ägyptischer Sklaverei. Es wird jedes Frühjahr eine Woche lang gefeiert.

Pirna

Pirna ist eine Stadt in Sachsen. Von Juni 1940 bis August 1941 wurden dort in der psychiatrischen Anstalt Pirna-Sonnenstein fast 15.000 Menschen durch Gas ermordet, die meisten von ihnen im Zuge der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Mordaktion.

Plaszow

Das Konzentrationslager Plaszow (polnisch Płaszów) bestand von 1940 bis zum 14. Januar 1945 südöstlich von Krakau.

P-Seminar

Das Projekt-Seminar zur Studien- und Berufsorientierung (P-Seminar) ist Teil der gymnasialen Oberstufe in Bayern. Schwerpunkt eines P-Seminars ist ein Projekt, das gemeinsam mit außerschulischen Partnern umgesetzt wird.

R

Rassenkunde/Kopfmessung

Zur Verbreitung der nationalsozialistischen Weltanschauung diente auch der sogenannte rassekundliche Unterricht. In ihm sollten die Schülerinnen und Schüler lernen, dass auch äußerliche Merkmale wie Haarfarbe, Augenfarbe, Kopfform, etc. Ausdruck rassischer Zugehörigkeit seien. Die Zugehörigkeit zur arischen Rasse sei an solchen Merkmalen zu definieren. Der völkermörderische Antisemitismus und Rassismus wurzelten ebenso in dieser Rassenkunde wie die Euthanasie an Menschen mit Behinderung. Die Wissenschaft hat die Unsinnigkeit einer Einteilung der Menschen in Rassen längst erwiesen.

„Reichskristallnacht“/Reichskristallnacht pogrom

Dieser Begriff wird in der historischen Einführung erläutert (S. 6 f.).

S

Sabbat

Der Sabbat ist ein jüdischer Ruhe- und Feiertag am siebten Tag der Woche. Er dauert von Freitagabend bis Samstagabend. Am Sabbat soll keine Arbeit verrichtet und der Vollendung der Schöpfung gedacht werden. Die Einhaltung des Sabbats ist eines der zehn Gebote.

Schuschnigg, Kurt

Kurt Schuschnigg (1897–1977) war von 1934 bis 1938 österreichischer Bundeskanzler. Er regierte als Diktator des austrofaschistischen „Ständestaates“. Schuschnigg wurde im Zuge des „Anschlusses“ Österreichs an das Deutsche Reich abgesetzt.

Shoah

Shoah (hebräisch: „die Katastrophe“, „das große Unglück“) wird gleichbedeutend mit Holocaust gebraucht. Dieser Begriff wird in der historischen Einführung erläutert (S. 6 ff.).

Stutthof

Während der Besetzung Polens durch die deutsche Wehrmacht im 2. Weltkrieg errichtete das NS-Regime das Konzentrationslager Stutthof in der Nähe der Stadt Danzig (polnisch Gdańsk).

T

Theresienstadt

Während der Besatzung der Tschechoslowakei durch die deutsche Wehrmacht im 2. Weltkrieg bestand das Ghetto und Konzentrationslager Theresienstadt im sogenannten „Protektorat Böhmen und Mähren“.

Treblinka

Im nordöstlich von Warschau gelegenen Vernichtungslager Treblinka wurden zwischen dem 22. Juli 1942 und dem 21. August 1943 weit mehr als 700.000 Menschen ermordet.

U

Untergrund-Radio

Während der Besatzung Polens durch die deutsche Wehrmacht im 2. Weltkrieg war es unter Todesstrafe verboten, nicht-deutsche Radiosender zu hören. Dies geschah deshalb illegal mit selbstgebaute Radios.

Z

Zigeunerlager

Im Zuge der nationalsozialistischen Verfolgung und Ermordung der als „Zigeuner“ bezeichneten Menschen wurden diese aus ihren Wohnorten in sogenannte „Zigeunerlager“ deportiert. In Deutschland und den besetzten Ländern gab es eine sehr große Zahl solcher Lager.

Als „Zigeunerlager“ wurde auch ein eigens abgegrenzter Teil des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau bezeichnet. Am 2. August 1944 wurden die letzten dort noch lebenden Roma und Sinti von der SS ermordet. Der 2. August ist der internationale Gedenktag für den nationalsozialistischen Völkermord an den Sinti und Roma.

Impressum

Einsichten und Perspektiven

Verantwortlich: Monika Franz

Praterinsel 2, 80538 München

Redaktion dieses Heftes:

Monika Franz, Dr. Robert Sigel

Titelbild: Das Altersheim Pinchas Rosen in Tel Aviv

Foto: Anja Schoeller

Gestaltung: Brandungen GmbH

Petersstraße 46, 04109 Leipzig

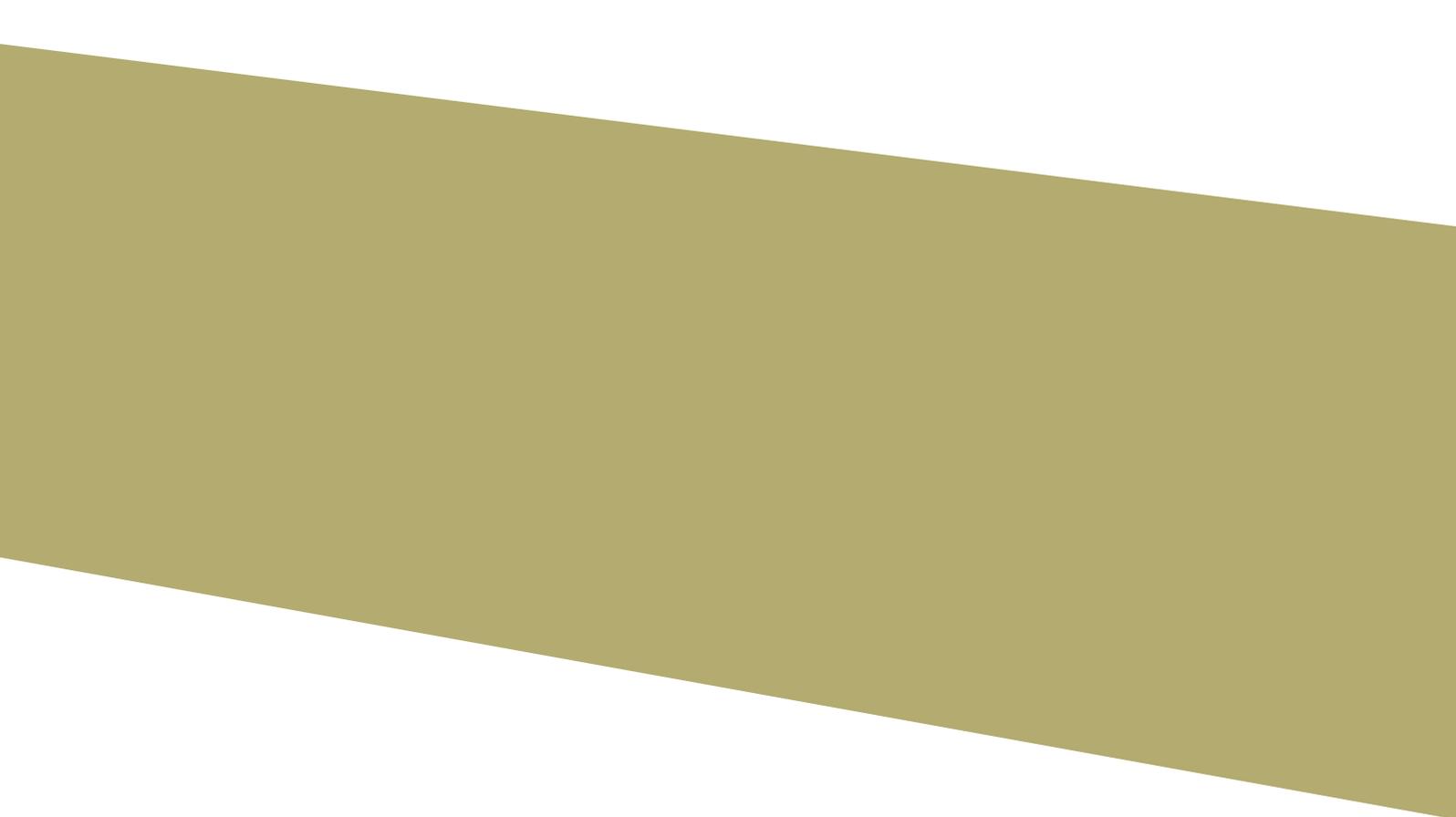
Druck: alpha printmedien AG, Darmstadt

Die Beiträge stellen keine Meinungsäußerung der Landeszentrale für politische Bildungsarbeit dar.

Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autoren die Verantwortung.

Die Landeszentrale konnte die Urheberrechte nicht bei allen Bildern dieser Ausgabe ermitteln.

Sie ist aber bereit, glaubhaft gemachte Ansprüche nachträglich zu honorieren.



Dieses und viele weitere Hefte der Zeitschrift „Einsichten und Perspektiven“ finden Sie online unter:
www.blz.bayern.de/blz/eup/eup.asp.

Herausgeber:
Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit
Praterinsel 2, 80538 München, Fax: 089 2186-2180,
E-Mail: landeszentrale@stmbw.bayern.de,
www.blz.bayern.de.